

Giordano Bruno, Naturwissenschaftler des 16. Jahrhunderts, Philosoph und Anhänger der Lehre des Kopernikus, die er erweiterte und fortführte, wegen seiner Gedanken von der Unendlichkeit des Raumes als Ketzer angeklagt, von der Inquisition zum Tode verurteilt und verbrannt – eine aufregende Gestalt der Geschichte und ein erregendes Schicksal. Nur wenige Fachleute wissen, daß Giordano sich auf seinen Reisen auch einmal zwei Jahre in Wittenberg aufgehalten hat. Auf der Suche nach der Wahrheit und nach Menschen, die seine Erkenntnisse annehmen, hat er halb Europa durchstreift und ist selten längere Zeit an einem Ort geblieben. Meist vertrieben ihn seine Gegner schon nach wenigen Wochen oder Monaten. So kommt er im Sommer 1586 auch nach Wittenberg. Dort herrschen unruhige Verhältnisse. Auseinandersetzungen zwischen strengen Lutheranern, Calvinisten und den als Kryptokalvinisten verschrienen Anhängern Melanchthons machen das Leben an der Universität unsicher. Giordano, dessen Vorlesungen über Aristoteles eine dankbare und interessierte Zuhörerschaft finden, bleibt zwar zuerst

Otto Emersleben

Nichts Neues unter der Sonne

Otto Emersleben

Nichts Neues unter der Sonne

Historische Erzählung
um Giordano Bruno



Evangelische Verlagsanstalt Berlin

2. Auflage 1986

© Evangelische Verlagsanstalt GmbH. Berlin 1981

Lizenz 420. 205-105-86. LSV 6440. H 5071

Schutzumschlag (nach einem Stich, Paris um 1530)

und Einband: Gottfried Herrmann

Printed in the German Democratic Republic

Satz und Druck: Gutenberg Buchdruckerei und Verlagsanstalt

Saalfeld, Betrieb der VOB „Aufwärts“

00440

Ich ging nach Wittenberg in Sachsen, wo ich an der Universität zwei zerstrittene Parteien vorfand: die kalvinistische der Philosophen und die lutherische der Theologen. Mit letzterer sympathisierte ein Rechtsgelehrter, den ich in England kennengelernt hatte und der mir half, in Wittenberg zwei Jahre lang Vorlesungen über das Organon des Aristoteles und andere philosophische Themen zu halten.

In dieser Zeit war der Kronprinz jenes Landes seinem verstorbenen Vater in der Regierung gefolgt. Und da der Sohn im Gegensatz zu seinem streng lutherischen Vater ein Calvinist war, begann er diejenigen zu begünstigen, die meinen Gönnern feindlich gesonnen waren. So verließ ich Wittenberg wieder und ging nach Prag . . .

Giordano Bruno vor der Inquisition

Venedig, 30. Mai 1592

1.

Hinter dem Fluß zwischen roten Wiesen versank der Tag. Die wenigen Bäume im Vorfeld des Stadtwalls von Wittenberg ließen schlaff ihre Zweige hängen, das Land war erschöpft von Hitze und Staub.

Der Sommer war trocken im Jahr fünfzehnhundertsechundachtzig und die Mahd überreich. Vergessen war die Pest des vergangenen Herbstes vor der kräftigen Weite der Flußlandschaft.

Über den Damm zwischen Strombrücke und Elbtor zogen an diesem Spätnachmittag Ernte- und Lastenwagen in weit gestaffelter Reihe. Vor der Toreinfahrt stauten sie sich. Hier wurden die Gespanne angehalten und kurz revidiert.

Während einer der wachhabenden Stadtknechte den nachrückenden Pferden fest in die Zügel griff, trat ein anderer breitbeinig vor das Gespann und gab den Weg erst wieder frei, nachdem der Fuhrmann die Fragen des Hauptmanns nach dem Woher und Wohin beantwortet hatte.

Der Schloßkommandant hatte allen Torwachen Order gegeben, Verdächtige beim Einlaß zu visitieren, denn es stand schlecht um Ruhe und Sicherheit in der Stadt. Seit vor vierzig Jahren ausgangs des Schmalkaldischen Krieges Wittenberg aufgehört hatte, kursächsische Residenz zu sein, und mit dem Hofstaat auch die Garnison nach Dresden verlegt worden war, schlich sich mit den Marktwagen allerlei Diebesgesindel ein, suchte Unterschlupf bis zum nächsten Jahr wie die Ratten am Ende des Sommers.

Und so war selbst an Tagen wie diesem, da kein Markt fremdes Volk anlockte, die Kontrolle durch den Hauptmann am Elbtor sorgfältig und gewissenhaft.

Seine herablassend strenge Art, sein wacher fordernder Blick verfehlten nicht ihre Wirkung auf die Fuhrleute. Jeder, den er seine Ladung hatte vorweisen lassen, verschnürte nach beendeter Durchsicht schnell wieder die Plane, schwang sich auf den Kutschbock hinauf und gab den Pferden die Peitsche – so, als

fürchtete er, der allmächtige Federhut könne im nächsten Moment den Einlaß doch noch verwehren. Der aber wandte sich in dem gleichen beängstigend ruhigen Ton schon an den nächsten Gespannführer:

„Und du, zu wem willst du?“

„Mit Garn und Leder zu Netzmeister Lentze in der Collegiengasse.“

„Und dein Begleiter, will der etwa auch dorthin?“

Neben dem Kutscher saß in wegverstaubter Scholarenracht ein Mann mit einem halbleeren Reisesack auf den Knien. Der Hauptmann musterte ihn mit schräggehaltenem Kopf:

„Was führt Sie nach Wittenberg?“

Als ginge all das, was um ihn herum geschah, ihn erst jetzt etwas an, wandte der Reisende sein müdes Gesicht dem Torhüter zu und antwortete bedächtig:

„Ich habe vom Ruhm der Alma mater wittenbergensis gehört, der Universität dieser Stadt. Und da dachte ich . . .“

„Keine Schmeicheleien bitte. Ihr Name und Alter?“

„Giordano Bruno, vor achtunddreißig Jahren im Königreich von Neapel geboren.“

„Italiener? Papist also.“

„Italiener ja. Papist nein. Gewesener Mönch, wenn Sie das interessiert. Jetzt Doktor der Theologie.“

Der Hauptmann kehrte all seine Strenge heraus, als er entgegnete:

„Mich interessiert vor allem und hat auch zu interessieren, woher Sie kommen und zu welchem Zweck Sie nach Wittenberg wollen. Ein Strauchdieb scheinen Sie nicht zu sein, aber wer garantiert mir, daß Sie nicht allerhand fremde Ideen mit sich hereinschleppen? Calvinismus, Flacianismus, Katholizismus – wer kennt sich da heute noch aus? Haben Sie irgendwelche Papiere, sich zu legitimieren?“

Der Stadthüter begnügte sich schließlich mit einer Order der Königin von England, die den Doktor der Theologie Jordanus Brunus Nolanus zur Teilnahme an einer Disputation von London nach Oxford rief.

Das Geschirr straffte sich unter dem Händeklatschen des Hauptmanns. Der Wagen zog an.

„Setz deinen Fahrgast am Augusteum ab!“ rief der Ordnungshüter hinter dem Fuhrmann her. „Dort soll er zuerst nach Quartier fragen.“

Durch die engen, belebten Gassen, denen der rotbraune Giebelwald schwer auflastete, schob sich der Wagen nur langsam voran.

Bruno war müde von der heutigen langen Fahrt, und er war müde von den Reisen der letzten Jahre. Halb Europa hatte er durchstreift auf der Suche nach Wahrheit . . .

Im Vorbeifahren versuchte er in die Fenster der Häuser zu blicken. Aber es gelang ihm nicht, etwas darin zu erkennen.

Würde er hinter einem dieser Fenster zur Ruhe kommen? Und wäre es nur für einige Jahre . . .

An einer Wegbiegung stoben Kinder vor dem Gefährt auseinander. Sie ließen im Straßenstaub Striche und Kreise zurück, gemalte Felder und darin flache und runde Steine. Im Darüberfahren erkannte Giordano ineinander verschlungene Kreise, in deren Mitte ein großes T prangte, fest und scheinbar durch nichts zu verrücken: Terra, die Erde.

Zu Hause in Nola, als Kinder, hatten sie dieses Spiel auch gekannt. Himmel und Hölle hieß es bei ihnen: man warf seinen Stein von Sphärenschale zu Sphärenschale, bis man bei der Erde das Zentrum des Universums erreichte. Wessen Stein aber außerhalb der Grenzen des Weltgefüges hinfiel, dessen Spiel war verloren, er war der Hölle verfallen.

Einen Atemzug lang beneidete er die Kinder um ihr sorgloses Spiel. Was kümmerte es sie, ob tatsächlich die Erde im Mittelpunkt der Welt stand oder ob es die Sonne war oder sonst ein Stern und ob tatsächlich dort die Welt zu Ende war und die Hölle begann, wo die Grenze der letzten Sphäre – der Fixsternsphäre – verlief? Er beneidete sie auch um die Selbstverständlichkeit, mit der sie ebenso wie jetzt ihr T auch das S der Sonne in die Mitte ihrer Weltkritzelei setzen würden, wüßten sie erst, daß die Sonne dort in der Mitte ihren wahren Platz hatte. Wie lange hatte es bei ihm selbst gedauert, bis er die Dinge so zu sehen begann . . .

Auf die unbekümmerte Kindheit war die Klosterschule in Neapel gefolgt. Dort hatte er Latein gelernt und dabei ent-

deckt, daß es nicht nur zum Herbeten der Kirchengeschichte gut war: man konnte, hatte man einmal diese wunderbarerweise erstarrte Sprache zu Knoten begonnen, auch so interessante und dabei so gefährliche Bücher studieren, wie es das Buch des Kopernikus war.

De revolutionibus orbium coelestium . . .

Der alte Pater Dominikus, der ihm in der Bibliothek dieses Buch heimlich zu lesen gegeben hatte, brauchte nichts mehr für sich selbst zu fürchten. Aber er hatte den Klosterschüler, an dessen vielseitigen Interessen er Gefallen gefunden hatte, gewarnt; bei wem man dieses Buch fände, mit dessen Kirchenkarriere sei es vorbei.

Alle Heimlichtuerei aber war aufgewogen worden von dem, was dem Jungen damals von den Seiten des Ketzerbuches entgegengestürmt war:

„In der Mitte aber von allem steht die Sonne. Denn wer sollte diese Leuchte im wunderschönen Welttempel auch an einen anderen oder gar besseren Ort setzen als dorthin, von wo aus sie das Ganze beleuchten kann? Sie lenkt in der Tat, auf dem königlichen Thron sitzend, die sie umkreisende Familie der Gestirne, deren eines unsere Erde ist.“

Es war ihm damals erschienen, als sei alle Wissenschaft vor Kopernikus nur noch gut dazu, verlacht und vergessen zu werden. Dieses Buch über die Umlaufbahnen der Himmelskörper, das war der Beginn einer neuen Zeit, der Zeit der Vernunft überhaupt. Wenige Tage hatten ihm genügt, die wichtigsten Teile der Schrift aufzunehmen. Er hatte sie seither ständig überdacht:

„Die Gestalt und symmetrische Anordnung der Welt war auf die alte, ptolemäussche Weise weder zu finden noch herzuleiten. Es war so, als habe jemand Hände, Füße, Kopf und andere Glieder zusammengesetzt, die zwar einzeln richtig, aber nicht immer nach dem gleichen Körper gezeichnet waren. Eine solche Willkür ergibt nun einmal nicht das Bild eines Menschen, sondern ein Monstrum.“

Die Logik dieser Gedanken hatte den Klosterschüler fasziniert, mehr, als das Alltagsgetriebe in der Abtei es vermocht hatte: Beten, Singen, Essen, Beten, Schlafen, Beten. Kopernikus

hatte ihn angezogen, und er, Giordano, war seitdem wie das Insekt dem einsamen Licht in der Dunkelheit zugestrebt. Und nicht viel hatte gefehlt, und er wäre tatsächlich an diesem Licht verbrannt . . .

Der Prior hatte Nachricht bekommen von den ketzerischen Studien seines Novizen, hatte eine Untersuchung angeordnet, und so war Giordano aus dem Kloster geflohen, kurz nachdem er die Priesterweihe empfangen hatte. Er war zunächst nach Rom gegangen, hatte aber auch dort nicht bleiben können, war weitergewandert und hatte es schließlich fast als sein Schicksal hingenommen: nirgendwo bleiben zu dürfen. In Venedig nicht und in Genf nicht, in Lyon nicht und nicht in Toulouse, Paris und Marburg, von wo er erst vor wenigen Tagen hatte aufbrechen müssen.

Mit der heimlichen Lektüre dieses Buches hatte seine lebenslange Wanderflucht angefangen.

Natürlich verstand er heute, daß auch Kopernikus angewiesen gewesen war auf die Beobachtungen und Gedanken anderer, die vorher ihren Blick zu den Sternen gerichtet hatten. Und darüber hinaus war Giordano durch seine eigenen Studien zu der Erkenntnis gelangt, daß auch in jenem Buch der Bruch mit der alten Weltvorstellung nicht bis ins letzte vollzogen worden war: es ließ unser Sonnensystem Zentrum des Universums sein, verbannte die übrigen Sonnen auf eine letzte, unbewegliche Sphärenschale, die Fixsternsphäre, die das Weltall einschloß. Hier irrte Kopernikus – oder war doch zumindest nicht konsequent genug. Denn im All gab es weder Mitte noch Umkreis. Wenn man so wollte, war überall die Mitte, und jeder Punkt konnte als Punkt eines Umkreises gelten in Beziehung auf irgendeinen anderen als Mittelpunkt. So jedenfalls sah Giordano jetzt die Anordnung des Universums.

Würde er für diese seine Erweiterung des kopernikanischen Weltbildes hier offene Ohren finden? War nicht die Lehre des Mannes aus Torun gleich nach ihrem Bekanntwerden von den deutschen Reformatoren abgelehnt worden?

Der Fuhrmann bog von der StraÙe ab, lenkte den Wagen in einen lichtlosen Torweg. Er reichte Giordano die Hand, schob sein Kinn über die Schulter zurück:

„Das graue Langhaus dort ist das Augusteum. Es wohnen da die Studenten, die kein besseres Quartier bezahlen können. Du mußt halt an der Pforte klopfen.“

Giordano bedankte sich, sprang hinab auf das Pflaster. Er warf den Reisesack über die Schulter und ging die Straße entlang auf das bezeichnete Haus zu. Die Pforte im Tor stand offen. Durch eine breite Steindiele trat er in den Hof. Als er die Häuserfront sah, die auf der anderen Seite den Blick aufging, erkannte er sie. Ein Bild in einem zerblättern Buch, das er vor langer Zeit einmal gesehen hatte, fiel ihm ein. Diese Tür, die Fenster, der Treppenturm – an alles entsann er sich, als sei er schon einmal hier gewesen. Luthers Wohnhaus . . .

Das Augusteum aber hatte das Bild noch nicht gezeigt.

Nun stand er, Giordano Bruno aus Nola, also wirklich hier. Giordano fühlte sich augenblickslang wie ein Pilger. Aber das Gefühl, das ihn beherrschte, war nicht Frömmigkeit. Seine Wallfahrt galt ganz anderen Zielen. Oder – war es nicht doch vielleicht eine Frömmigkeit weltlicher Art? Unklar waren seine Gedanken. Er mußte an den Wachhauptmann denken, der ihn vorhin einen Papisten genannt hatte, nur weil er Italiener war. Und auch daran, wie sehr jener Mann das Eindringen fremder Ideen zu fürchten schien.

All das verfrug sich nur schwer mit den Vorstellungen, die Bruno bisher gehabt hatte von der Wiege der Reformation. Toleranz, Weltoffenheit – das hatte ganz einfach dazu gehört zu diesen Vorstellungen. Sicherlich würde sich vieles klären. Wenn ihm nur Zeit dazu gegeben würde . . .

Unter einem Lindenbaum, den schon die Abendschatten der Häuser ringsum einhüllten, floß Wasser aus einem dünnen Rohr in einen Steintrog. Durch nichts ließ die abendliche Stille vermuten, wie sehr von hier aus vor siebzig Jahren die Welt erschüttert worden war.

Sie war aus der alten Ruhe gestoßen worden durch die Reformation. Und der den Stoß ausgelöst hatte, hatte hier gelebt, in diesem Haus, hatte unter diesem Baum gesessen und von diesem Brunnen getrunken.

Giordano hielt die Hände unter das Rohr und nahm einen Schluck von dem kühlen Wasser. Dann ging er ein paar

Schritte hin und her in dem stillen Hof, schließlich kam er an einer Tür vorbei. Diese öffnete sich unvermutet, und heraus trat ein Mann in derbem graugrünem Rock. Unter dem Gürtel spannte sich prall der Bauch. Wer konnte das anders sein als der Magister domus, Gebieter über Haus, Hof und Braukeller des Augusteums?

„Salve! Bene vene in nostro oppido!“

Froh, seinen lateinischen Willkommensgruß von dem Fremden verstanden zu sehen, verlor sich Magister Grunius, wie er sich vorstellte, bald in Einzelheiten seiner gottgefälligen Tätigkeit als Studentenvater. Er sprach von den Stipendienexamen zweimal im Semester, die jeder Student bestehen mußte, wenn er hier wohnen wollte, von der fürstlichen Jahresspende über zweitausend Scheffel Roggen zu Peter und Paul, von seinen eigenen Vorlesungen, die auch nicht zu kurz kommen durften.

Während er sprach, sah er sein Gegenüber aus lachenden, offenen Augen an. Von Zeit zu Zeit nickte er zu seinen Worten.

„Noch nie hat sich an unserer Universität einer der Herren des Lehrkörpers danach gedrängt, dem Augusteum vorzustehen. Schließlich will ja vor allem das eigene Lehramt versehen sein. Aber ist es nicht so: einer muß es doch tun!“

Seit Kurfürst August an das Luthersche Haus eine Unterkunft für die Stipendiaten hatte anbauen lassen, gäbe es für die Universität nichts als Ärger damit: Ärger mit Schulden, die nie mehr zu tilgen waren, Ärger mit ungenügenden Pfründen für Kost, Unterhalt, Heizung. Und natürlich Ärger mit den Studenten, die glaubten, in Bierstuben, Tanzhäusern und auf Fechtböden ein sorgloses Leben führen zu sollen.

Grunius lachte.

„Aber warum stehen wir hier? Kommen Sie, trinken Sie mit mir Ihr erstes Bier in Wittenberg.“

In der Tischstube forderte er Giordano auf zu berichten. Interessiert hörte er zu. Und als der Ankömmling sich über den Wächter am Stadttor äußerte, meinte Grunius:

„Er wird Sie für einen entlaufenen Jesuiten gehalten haben. Und solche Vögel hat er nach seiner Wachvorschrift hierher zu mir zu schicken. Wenn Sie zu konvertieren bereit sind, bekommen Sie freies Quartier und Verpflegung.“

Als Giordano das hörte, sah er zu Boden. Wes Brot du ißt, des Liedchen sing. Das hatte ihm erst vor wenigen Tagen der Rektor der gut protestantischen Alma mater in Marburg gesagt, weil er, Bruno, der gewesene Mönch, nun einmal Doktor der römischen Theologie war. Und woanders war es genauso gewesen: in Neapel, wo er das katholische Kloster verlassen hatte; in Genf, wo er sich den Zorn der kalvinistischen Stadtgewaltigen durch ein Spottgedicht zuzog; in Paris, wo er ordentlicher Professor an der Sorbonne hätte werden können, wenn er regelmäßigen Kirchgang als Bedingung dafür akzeptiert hätte.

Giordano machte eine resignierende Handbewegung. Müde war er, hatte in den letzten Tagen viel Sonne und Staub schlucken müssen.

Grunius, der ihn hinauf in die Schlafkammer geleitete, sagte zum Abschied:

„Und vergessen Sie nicht Ihren ersten Traum hier bei uns. Sie wissen doch, daß sich so etwas immer erfüllt.“

2.

Jener Sommer, in dem Giordano Bruno nach Wittenberg kam, war eine Zeit politischer Wirren im sächsischen Kurfürstentum. Im Februar war der alte Kurfürst August dem Schlage erlegen, und sein einziger noch lebender Sohn Christian hatte – knapp sechsundzwanzigjährig – die Kurwürde übernommen.

Stärker als anderswo war die unruhige Erwartung, die das Land seit dem Thronwechsel beherrschte, in Dresden zu spüren. Hier, in der Residenz, liefen die Fäden zusammen, wenn draußen im Lande etwas geschah oder geschehen sollte.

Die drei Herren, die sich an diesem Sommerabend zu einem Krug Bier bei Hofgerichtsrat Erzman versammelt hatten, waren entschlossen, den Ereignissen, die sie auf sich zukommen sahen, nicht unvorbereitet entgegenzutreten. In den letz-

ten Tagen hatten gewisse Anzeichen sich gemehrt – kleine Schikanen im Dienstbereich, Ungereimtheiten bei Hofe, die die drei sonst nicht gewohnt waren –, Anzeichen, die auf ihre bevorstehende Ablösung hindeuteten. Sie waren zusammengekommen, das scheinbar Unvermeidliche in seinen Konsequenzen gemessen zu überdenken. So jedenfalls hatte es Erzman in seiner Einladung ausgedrückt. Erwartungsvoll hörte er jetzt auf die Worte, die Hofprediger Miro sprach:

„Natürlich wird es Änderungen in der Besetzung von Ämtern und Stellen geben. Nur – ist Christian nicht sogar gewillt, noch weiter zu gehen? Den Weg aufzugeben, den sein Vater in Kirchenfragen verfolgt hat? Bisher galt Luthers Wort allein, alle anderen Reformatoren wurden zu Recht den Ketzern gleichgestellt, ihren Anhängern hat man auf die Finger gesehen. Aber – was wird jetzt?“

Erzman wußte, daß Miro der Kurfürstin als Beichtvater nahestand. Bisher jedenfalls noch. Wenn er die Zukunft so ungewiß sah – wer sollte dann überhaupt noch wissen, was kommen würde? Fast hatte er Grund, enttäuscht zu sein. Aber er gab sich jovial:

„Mir wäre schon wohler, wenn ich nur wüßte, von wem ich den Gnadenstoß zu erwarten habe!“ sagte er, ganz der charmante Gastgeber. „Als Jurist weiß man gerne, mit wem man die Ehre hat. Nur – habe ich dafür meinem Fürsten ein ganzes Beamtenleben lang treu und ergeben gedient, um jetzt, an der Schwelle des Alters, in irgendeinem Gebirgsdorf zu verschwinden – als Steuereintreiber, als Kastellan, als Ratschreiber womöglich? Sicher bewegen unseren Freund Pfeiffer ganz ähnliche Fragen.“

David Pfeiffer, bislang noch kurfürstlich sächsischer Staatskanzler, wußte bereits, wer ihn ablösen würde, und dieses Wissen hatte ihm Erzmans Sympathie eingebracht. Seit Christian an der Regierung war, hatte er keinen Zweifel daran gelassen, wem das Amt des Staatskanzlers fürderhin zugeacht war: seinem einstigen Erzieher Nikolaus Krell, beider Rechte Doktor, aus Leipzig stammend und von seinen Gegnern als Calvinist verschrien.

Seit Pfeiffer in der Staatskanzlei täglich die kleinlichen

Schwierigkeiten zu spüren bekam, die ihm die Ausübung seines Amtes unmöglich machen sollten, hatte er sich oft des Beginns seiner Kanzlerschaft erinnert. Er war damals – gedrängt von Gutsnachbarn, Anrainern seiner eigenen ausgedehnten Fluren und Wälder – nach Dresden gegangen, um in der Residenz gemeinsame Interessen zu vertreten: Pläne für Meliorationsarbeiten, für kostspielige Rodungen zur Vergrößerung ihrer Anbauflächen. Aber er war um ein paar Tage zu spät angelangt. Solche Dinge waren nicht mehr gefragt gewesen, alles hatte nur noch von der neuen Glaubenseintracht gesprochen.

„Seinerzeit hat Kurfürst August die Eignung zum Staatsdienst von einem Eid auf die Concordienformel abhängig gemacht – jenes neue kanonische Glaubensbekenntnis, das mehr oder weniger wahllos bestimmte Lutherschriften und Lutherworte zur einzig richtigen Bibelauslegung erhob. Wir alle glaubten damals, aus dieser zufälligen Zusammenstellung von zufällig formulierten Pamphleten, Streitschriften, Flugblättern sei ein lückenloses Lehrgebäude zusammengezimmert worden. Und wir merkten nicht, daß es ein Käfig war, in den man die Christenlehre gezwängt hatte.“

Unschlüssig, ob diese Worte, die er da eben gehört hatte, auch tatsächlich gesprochen worden waren oder ob sie nicht vielleicht eine Einbildung seiner Sinne sein konnten, unterbrach Miro seinen Gang durch das Zimmer. Im Stehenbleiben wandte er seine füllige schwarzgekleidete Gestalt dem Tisch zu, an dem er Erzman und Pfeiffer sitzen wußte.

Er sah den gastgebenden Hofgerichtsrat sich aufrichten, so als wolle auch er mit den Augen Gewißheit darüber erzielen, wie das, was da eben gesagt worden war, wohl gemeint sein konnte. War nicht Pfeiffer von der Concordienwelle damals vor zwölf Jahren hochgespült worden? War er nicht aufgestiegen zum höchsten Staatsamt dank dieser Glaubenseinheit, für die er jetzt so entehrende Worte fand?

Miro setzte sich zu den beiden. Sah sie an.

„Was uns in der Lage, in der wir uns jetzt befinden, zusammenhalten sollte, ist nicht nur die Erinnerung an jenen gemeinsamen Eid, an Concordia, die Eintracht, die der selige

Kurfürst von all seinen Staatsdienern verlangt hat in bezug auf den Lutherschen Katechismus. Es ist auch der gemeinsame Gegner, dem wir uns gegenübersehen und der für mich schon längst ein festes Gesicht hat. Ein Gesicht, das Sie sehr gut kennen, Herr Kanzler: das Gesicht des Emporkömmlings Krell, dieses Winkeladvokaten, der im Grunde doch uns allen an den Kragen will – nicht nur Ihnen persönlich, Herr Kanzler. Das einzige, was dieser noble Herr uns noch zu bieten hat, ist eine Art Galgenfrist, in der wir unsere Angelegenheiten ordnen dürfen. Mehr nicht.“

Seit das Ende seiner bisherigen Karriere abzusehen war, setzte Pfeiffer alles daran, sich für eine mögliche Wiederkehr die Türen offen zu halten. Sich seiner Abberufung als Kanzler zu widersetzen, fühlte er sich einfach zu alt.

So kam es, daß hinter all seinem Bemühen ein Rest Skepsis sichtbar blieb: Hatte es überhaupt noch einen Sinn, sich zu wehren? War es für ihn nicht zu spät, sich dem entgegenzustellen, was sowieso kommen würde? Niemand konnte das Schwinden der Macht des Landadels über die Geschicke Sachsens aufhalten; dazu hatten die Zunftleute und Pfeffersäcke schon viel zuviel Reichtum angehäuft, auch unter August und seinem Kanzler, ihm, Pfeiffer. Und Reichtum begann die Welt zu regieren.

Bitter war das, aber es war so.

Und wenn jetzt mit Melanchthons Worten geschrien wurde, der Mensch könne nicht ohne eigene Arbeit und gute Werke der Sündenvergebung und Rechtfertigung teilhaftig werden, so mochte das Miro und seinen Leuten als verwerfliche Rückkehr zum Ablaßhandel der römischen Kirche erscheinen. Aber... wenn man nun unter den guten Werken nicht einfachen Sündenloskauf verstand, sondern eine tätige Haltung zum Leben? Eine tätige Haltung, wie sie die neue Zeit des weltumspannenden Handels verlangte? War in dieser Zeit der Ruf nach Rechtfertigung vor Gott nicht einfach der Ausdruck des sich überall entfaltenden neuen Gefühls für dieses Leben? Nicht auf Wunder oder plötzliches Reichwerden hofften die Kaufleute und Manufakturbesitzer, nicht auf ererbte Adelsvorrechte pochten sie, sondern allein auf das Recht des Tüch-

tigen. Das imponierte Pfeiffer, wenn er auch wußte, daß die neue Zeit über ihn selbst achtlos hinweggehen würde.

„Es wird uns nicht einmal Zeit bleiben, hier in Dresden all unsere Angelegenheiten zu ordnen. Krell hat es eilig, uns von der Bildfläche verschwinden zu lassen.“

Schweigend saßen die drei in dem holzgetäfelten Zimmer. Durch die mattbunten Fenster, die trotz der Wärme des Abends geschlossen waren, fiel letztes Tageslicht auf die Truhen und Schränke, färbte die Balken der Decke. Als Miro aufstand und wieder zwischen Wandbank und Tür hin und her zu gehen begann, fingen die Dielen zu knarren an. Erzman und Pfeiffer verfolgten den behäbigen Gang seiner schwarzen Gestalt mit erwartungsvollen Blicken.

Der Prediger verhielt auf seinem Weg, sah zur Decke empor, sagte:

„Der Herr allein weiß, warum er gerade uns solche Prüfungen auferlegt und wie lange sie dauern.“

Ungeduldig schnellte Erzman vor.

„Warum nur uns?“ sagte er. „Haben wir unsere Ämter nicht für die Allgemeinheit verwaltet?“

Miro nickte, nahm seinen Weg wieder auf.

„Jawohl, für die Allgemeinheit. Natürlich. Und für die Wahrung des einzig richtigen Glaubens.“

Es war inzwischen völlig dunkel geworden.

Erzman läutete. Eine Magd brachte Licht und füllte die Bierkrüge auf. Die drei tranken sich zu, danach sagte Pfeiffer:

„Was der richtige Glaube ist, kann sich mit der Zeit ändern. Denken wir doch einmal kühl darüber nach, meine Herren. Ist es nicht denkbar, daß sich jeder von uns mit der neuen Macht arrangiert, mit ihren Geschäftsbüchern und mit ihren neuen Dogmen?“

Miro war stehengeblieben. Eine solche Wendung hatte er nicht erwartet. Der Kanzler selbst sollte bereit sein, zu Kreuze zu kriechen?

„Das meinen Sie doch nicht im Ernst!“ sagte er.

„Doch doch“, entgegnete Pfeiffer, „ich meine es so ernst, wie ich es sage.“

Miro ging ein paar Schritte weiter, stapfte eher, als daß er

ging, war ratlos und daher ungenau. Dann blieb er plötzlich stehen, sah zu Pfeiffer hinüber und stieß bissig hervor:

„Dann arrangieren Sie sich doch. Arrangieren Sie sich mit den Hostienschändern!“

„Das werde ich auch. Ich werde es jedenfalls versuchen. Und was das Pfaffengezänk um die Deutung des Abendmahls angeht, so müssen Sie das mit den . . . den Hostienschändern schon selbst austragen. Mich interessiert das alles herzlich wenig.“

Pfeiffer stand auf, nahm seinen Hut und ging wortlos. Der Luftzug der zugeschlagenen Tür ließ die Kerzen im Zimmer für kurze Zeit unruhig flackern. Groß und unförmig bildeten sich die bärtigen Köpfe und die gestikulierenden Hände der beiden Übriggebliebenen auf den Wänden und an der Decke ab, vervielfacht und seltsam geknickt und ineinander verschlungen.

„Ob das wirklich nötig war?“ fragte Erzman schließlich halblaut. Ratlosigkeit beschlich ihn, denn er hatte gehofft, Verbündete zu gewinnen. Jetzt war einer, mit dem man sich hätte verbinden können, zum gegenüberliegenden Ufer hin aufgebrochen.

Aber Miro schien ihm trotz allem mit dieser Lösung zufrieden.

„Was sollen uns Verräter, die ganz genau wissen, daß sie über kurz oder lang unser Schiff verlassen? Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich, spricht unser Herr Jesus Christus.“

Nun gut, so war Miro nun einmal. Ein Hitzkopf. Erzman dachte daran, wie der Satz, den er eben und den er schon so oft zuvor gehört hatte, in der Umkehrung lauten würde: Wer nicht gegen mich ist, ist für mich. Laut sagte er:

„Vielleicht haben Sie recht. Besser jetzt die Trennung als später, wenn der Schaden für uns ungleich größer geworden wäre.“

„Jawohl, was wir brauchen, ist nicht eine Schaustellung unserer Uneinigkeit, sondern Zeichen und Menetekel für Verzagte und Kleingläubige.“

Das war das Stichwort für Erzman.

Er habe da einen Fleischermeister, der ihm von einem

Rechtsstreit her sehr verpflichtet sei. Ein gottesfürchtiger Mann, der auch mit dem Beil zu drohen verstünde, wenn es darauf ankäme . . .

„Mit dem Beil?“ wehrte Miro ab. „Aber ich bitte Sie, nur keine Komplikationen zu einem für uns so ungünstigen Zeitpunkt!“

Es handle sich nicht um Komplikationen, keineswegs, beharrte Erzman. Lediglich um ein Spectaculum, um eine in der Öffentlichkeit ausgetragene kleine Intrige. Mehr nicht. Der Mann solle niemanden umbringen, Gott bewahre, er solle nur seinen Unwillen zu verdeutlichen wissen, wenn in der nächsten Woche bei der Taufe seines siebenten Kindes der Hexenbann nicht gesprochen würde . . .

„Der Hexenbann? Ja, natürlich!“

Die Abschaffung der Schutzformel vor Hexen und Teufeln bei der Taufe unschuldiger Kinder war in Miro's Augen eine der fluchwürdigsten Neuerungen der Kryptokalvinisten in Sachsen. Daß sie sich damit hervorwagten, solange er als Hofprediger noch immer im Amt war . . .

Hier war er sofort für eine überzeugende Tat. Nur . . . ein Fleischerbeil bei der heiligen Taufe? War das nicht ein etwas zu drastisches Mittel?

„Uns bleibt keine andere Wahl. Wir müssen den Gläubigen Gelegenheit zur Besinnung geben. Auch mit drastischen Mitteln.“

Während die Kerzen niederbrannten, wurden die Einzelheiten besprochen, die Rollen unter den beiden Verschwörern verteilt.

Miro übernahm es, zur Tauffeier einen Geistlichen zu benennen, der sich mit Sicherheit an die Festlegung halten würde: den Hexen- und Teufelsbann ungesagt zu lassen.

Ein Mann, von dem er nicht mehr fordern würde als dies: seine Pflicht zu tun, wie sie die Obrigkeit von ihm verlangte.

3.

In seiner ersten Nacht im Augusteum hatte Bruno einen seltsamen Traum. Und hatte Magister Grunius nicht gesagt, ein solcher Traum würde sich erfüllen . . . ?

Ihm träumte, er fuhr auf dem Sonnenwagen, der von vier Pferden gezogen wurde, aus deren Mäulern und Nüstern Feuer loderte, quer durch die Sphärenordnung des Himmels, raste auf einen Stern zu, der näher kam, größer und größer wurde, vorbeiflog und im Vorbeifliegen die Raumschalen klirren und zittern machte. Er hielt auf einen neuen Stern zu, dachte, es sei die Sonne, weil er ihm aus dem Dunkel entgegensprang, hoffte, daß sie ihn aufnehmen würde in ihrer Mitte. Aber es war nicht die Sonne, denn ringsum war Leere und Nichts. Als er auch diesen Stern überflogen hatte, sah er, daß die Rückseite kalt und dunkel gewesen war. Er staunte über seine eigene Traumlogik, die nur der Sonne aus ihrer Mitte her einen Glanz nach allen Seiten hin zubilligte, und nahm sich vor, noch besser aufzupassen bei diesem unwiederbringlichen, wilden Ritt durch den Kosmos.

In ihm dämmerte das Spielweltall der Kinder mit ihrer Erde im Mittelpunkt, der Erde Baal, dem falschen Gott, um den alles kreiste. Baal, den der Prophet Elia entmachtet hatte, bevor er in einem Wagen mit Feuerrossen zum Himmel gefahren war . . . Wie lange hinket ihr noch nach beiden Seiten, hatte Elia gerufen. Ist Gott der Allmächtige, so wandelt ihm nach, ist es aber Baal, so wandelt ihm nach. Und Giordano verspürte Lust, es Elia gleichzutun, so wie er gleich ihm mit dem Feuerwagen zum Himmel gefahren war und immer noch fuhr. Aber hieße es nicht die Fahrt vorzeitig beenden, wenn er jetzt einfach hinausschrie: . . . ist es aber Baal, so wandelt ihm nach!? Auch Elia hatte darauf keine Antwort bekommen, denn die Menge hing dem falschen Gott Baal an, und Elia wußte es. Denn er war allein übriggeblieben als Prophet des Herrn, der Propheten Baals aber waren vierhundertfünfzig.

Giordano hörte die Sphären aufkreischen wie Holzlager

trockenliegender Mühlräder, als er den Mund öffnete zu einem Schrei, jenem Frageschrei, auf den es nur eine Antwort gab. Denn der Propheten Baals waren vierhundertfünfzigtausend, und er, Elia Bruno, der Thisbiter aus Nola in Palästina im Königreiche Neapel, war allein übriggeblieben als Prophet seines Herrn, und der verlangte sein Recht, denn sein Name war Kopernikus. Doch der Schrei unterblieb aus Angst vor der vernichtenden Antwort, dem vieltausendstimmigen Schweigen der Propheten Baals, dem vielsprachigen Antwortschweigen, zu dem sich Ptolemäus mit Luther vereinte und der Papst mit Kalvin.

Angst befahl Giordano, wie er sie selten kannte, auch im Traum sonst nicht gespürt hatte, denn meist waren seine Träume gehetzt und erlösten sich durch dieses Gehetztsein. Wie, wenn der Chor der falschen Propheten ihn dazu verdammte, sein ganzes weiteres Dasein auf der Jagd nach den Grenzen des Weltalls zuzubringen? Von feurigen Rossen gezogen über namenlose Sterne hinauszujagen, ihr Licht aufzusaugen und sie dann im Dunkel wieder verschwinden zu sehen? Wenn er für immer ein irrender Stern unter anderen Sternen bleiben mußte? Der einzige irrende Stern unter vierhundertfünfzig Millionen anderen Sternen, die ihren Platz am Himmel längst schon gefunden hatten?

Wie würde eine solche Fahrt ausgehen? Käme nicht irgendwo doch einmal eine letzte Sphäre, an der sein Wagen zerschellen mußte mit heller Flamme und ohrenbetäubendem Krachen? Er beschloß, die Propheten des Ptolemäus, des Baal, lange auf dieses Zeichen warten zu lassen, das sie zu ihrer Bestätigung brauchten und um dessentwillen sie ihn auf diese lange Reise geschickt hatten. Und ihrer waren vierhundertfünfzig, und er war allein übriggeblieben . . .

Giordano versuchte die Pferde zu zügeln, die den Wagen in atemberaubender Fahrt hielten, aber es gab keine Zeit zum Verzagtsein; alles ließ er zurück, als wolle er schließlich sich selbst überholen mit seinem unglaublichen Sagengefährt. Auch seinen eigenen Schatten und den Glanz, der von dem Wagen und den feurigen Rossen ausging, ließ er hinter sich und schoß weiter dahin, sich selbst und den anderen unsichtbar. Immer

wilder wurde die Fahrt, sehnlichst begann er ihr Ende herbeizuwünschen. Wo blieb der Engel des Herrn, daß er ihn anrührte und sprach: Halt ein, denn du hast einen großen Weg hinter dir. Und siehe, der Herr hat allein dich übriggelassen, der du deine Knie nicht vor Baal Ptolemäus gebeugt hast.

Wo blieb er, dieser Engel? Nichts kündete von seiner bevorstehenden Ankunft.

Statt dessen erhob sich ein starker Sturm, so gewaltig, daß er die Sphären verbog. Aber auch in dem Sturm war der Engel nicht. Es folgte dem Sturm ein Beben, das die Weltordnung vollends durcheinanderwarf, das Unterste zuoberst kehrte, und dieses Beben endlich warf auch ihn aus seiner nicht abzusehenden Bahn: er wurde ein Stück seines Weges zurückgeschleudert, an Sternen vorbei, die er längst hinter sich gelassen hatte, bis er schließlich im alles vernichtenden Sturz unterging, von dem Giordano nichts blieb als das Gefühl der Schwäche vor dem Erwachen.

Lange hielt sich Giordano an diesem Morgen nicht auf in seinem ersten Quartier. Er hoffte, in Wittenberg einen Freund wiederzufinden, den er von London her kannte.

Er fand Alberico Gentile, selbst Italiener und ein bekannter Jurist, im Logis einer Kaufmannswitwe am Markt.

Beide stiegen sie in die Gespräche ein, wie sie sie damals bei Albericos Weggang aus London hatten abbrechen müssen.

„Wenn man die Schöpfung göttlich nennt, dann nur, um ihre Allumfassendheit zu unterstreichen.“

„Und warum nennt man sie dann nicht so, wie sie ist: allumfassend?“

So hätten sie beide endlos fortmeditieren können.

Aber es gab die Dinge des Alltags zu klären: Wohnung, Einschreibung in die Matrikel. Alberico, der schon ein Jahr lang in Wittenberg war, stellte Giordano beim Rektor vor, besorgte ihm ein Quartier. Sein rundes, bartloses Gesicht drückte Zufriedenheit darüber aus, dem Nachgereisten nützlich zu sein.

Schon in London hatte die beiden eine enge Freundschaft verbunden: im Hause des Sir Walter Raleigh nannte der dort versammelte Literatenkreis sie „die zwei Unzertrennlichen“. Durch

das Gefühl der Zusammengehörigkeit in der Fremde war diese Freundschaft verstärkt worden, ebenso durch den gemeinsamen Gebrauch ihrer Muttersprache.

Bei Gentiles Weggang hatten sie sich aus den Augen verloren; jetzt waren sie froh, daß es nicht für immer gewesen war.

Sie gingen gemeinsam zu Universitätskanzler Müller, um Giordano in die Matrikel eintragen zu lassen. Es war der zwanzigste August. Die Sonne schien steil in die engen Straßen hinein, kurze und scharfe Schatten zeichnend. Alberico riet, nicht auf dem theologischen Doktorgrad zu beharren.

„Man könnte dich fragen, woher du ihn hast, und in Toulouse wird nun einmal nur der Doktor der römischen Theologie vergeben.“ Dann aber könne die Sache ausgehen wie schon in Marburg.

Sie wurden bereits erwartet. Kanzler Müller begrüßte den neuen akademischen Bürger mit dem Sprüchlein, das üblich war zu diesem Anlaß:

„Sie haben dem Rektor unserer Alma mater erklärt, daß Sie gewillt sind, die Universitätsgesetze zu achten und unserem Landesherrn den ihm gebührenden Respekt nicht zu versagen.“

Giordano hätte nicht sagen können, wie alt Müller war. Obwohl sein Haar sich schon stark gelichtet hatte, verliehen das frische Gesicht und die gerade Haltung, in der er neben dem Schreibpult stand, ihm Spannung und Eindringlichkeit.

„Der Allmächtige hat unsere Akademie in diesem Jahr wieder mit einer schönen Zahl von Studenten gesegnet. Insgesamt sind es zweitausend an unseren vier Fakultäten, und nach Michaelis, wenn in Leipzig die Messe vorbei ist, werden es noch weit mehr sein.“

Auf dem Pult lag das aufgeschlagene Matrikelalbum. Müller rief nach dem Schreiber, drehte den Gästen den breiten Rücken seines Talars zu.

„Woher sind unsere letzten Einschreibungen?“

„Aus Ungarn, aus Saalfeld, aus Halle.“

„Dann schreiben Sie jetzt: Jordanus Brunus Nolanus. Und dahinter: italienischer Doktor. So ist es doch richtig?“

Giordano nickte zufrieden. Also hatte Alberico den Besuch

vorbereitet. Ein Jurist fand eben immer noch einen Ausweg, und wenn es mit einer glücklichen Formulierung war . . .

Der Schreiber ging. Müller klappte das Album zu und strich mit der Hand über die ledergepressten Blumen und Ranken des Einbandes. Er schloß die Metallklappe in der Mitte des Buches, trat zurück zu den beiden.

„Unser Freund Gentile wird Sie schon etwas beraten haben. Und ich glaube, auch Magnifizenz Weiße hat Ihnen bereits gesagt, welch großes Interesse bei uns besteht an einer Vorlesung über Aristoteles. Durch widrige Umstände wird er den Studenten viel zu lange vorenthalten.“

Natürlich hatte Gentile beraten, und auch beim Rektor war die Rede gewesen von Aristoteles als dem täglichen Brot der Philosophie. Nun gut, er würde über Aristoteles lesen, obwohl andere Dinge ihm näherstanden im Augenblick. Aber – ob er es wollte oder nicht – alle philosophischen Disputationen trafen sich irgendwann doch bei Aristoteles. War es da nicht besser, man versuchte erst gar nicht, ihm aus dem Wege zu gehen? Er würde über Aristoteles lesen, aber er würde ihn so ausdeuten, wie er selbst ihn verstand. Giordano mußte an den lautstarken Ärger denken, den er vor wenigen Wochen – zu Pfingsten erst – in Paris gehabt hatte, als er in ein paar Thesen den Aristoteles hatte anders auslegen wollen, als es die Schulphilosophie für gewöhnlich tat. An sein Bleiben an der Sorbonne war danach nicht mehr zu denken gewesen.

Ob er wohl hier ein freundlicheres Echo finden würde?

„Ja, ich glaube, mit Aristoteles muß sich jeder denkende Mensch auseinandersetzen. Ich werde mit der Darlegung seiner Kosmologie beginnen. Schließlich ist doch die Welt des Kosmos, in der wir leben, der notwendige Rahmen für alle anderen Betrachtungen der Naturlehre und der menschlichen Weisheit.“

„Soweit der Allmächtige sie uns schauen läßt, sicher. Ich denke, Sie werden in Ihren Kollegen ebenso interessierte Zuhörer haben wie in Ihren Studenten.“

Die Antrittsvorlesung wurde für den zwölften September vereinbart, morgens halb acht.

Wieder draußen und mit Gentile allein, fragte Bruno:

„Welchen Gott meint Müller, wenn er Allmächtiger sagt?“

„Kanzler Müller ist nicht Lutheraner, wenn du das meinst. Er bekennt sich zur Lehre Calvins. Für sie hat er in seiner katholischen Heimat Augsburg Not und Vertreibung ertragen müssen so wie ich für meinen lutherischen Glauben und du für den Traum vom Himmelreich des Kopernikus.“

„Sie werden nicht viel gefragt haben, ob er kalvinisch war oder lutherisch. Er war nicht papistisch, und das genügte.“

Giordano dachte wieder an den Wachoffizier bei seinem Einzug in Wittenberg, für den er als Italiener erst einmal ein Papist war. Er fragte Gentile:

„Hast du hier schon einmal Schwierigkeiten gehabt, nur weil du Italiener bist?“

„Ich bin Lutheraner aus Castel San Genesio. Für meinen Glauben habe ich meine Heimat und ein ruhiges Leben als Rechtsgelehrter aufgeben müssen.“

Natürlich. Gentile war hier an Luthers Grab sozusagen zu Hause.

„Und wenn man herkommt, ohne Lutheraner zu sein, so wie ich? Kann man Verständnis für das Recht auf eigenes Denken erwarten?“

„Das ist noch nie eine Frage des Rechts gewesen. Niemand wird dir das eigene Denken verwehren, solange du damit nicht schadest. Es ist immer eine Frage der Möglichkeiten.“

Giordano mußte an Genf denken, die erste Stadt außerhalb von Italien, in der er nach seiner Flucht aus dem Kloster hatte Fuß fassen wollen.

„Anfangs war ich ihnen willkommen, den Herren Kalvinisten. Ein Italiener mehr, der sich der Allmacht des Papstes entzogen hatte. Aber als ich nicht mitmachen wollte, bei ihren rednerischen Pflichtübungen, bei ihrer leeren Rhetorik, und auch nicht im Fechtverein italienischer Emigranten, hätte nicht viel gefehlt, und die Tage in Genf hätten für mich ein schlimmes Ende genommen.“

Giordano war damals unter dem Vorwand, der Verfasser eines Spottgedichtes auf den Rat der Stadtrepublik zu sein, beinahe verhaftet worden. Mit Hilfe eines Franzosen hatte er nach Lyon fliehen können.

„Schließlich war ich nach Genf gekommen, weil ich die Mönchskutte ablegen wollte und nicht weil ich sie einzutauschen gedachte gegen ein anderes uniformes Kleid.“

Gentile nickte. Jaja, nicht alle Calvinisten seien so tolerant wie Kanzler Müller. Eher angriffslustig, vor allem jetzt, seit es Rückenwind gäbe aus Dresden.

„Angriffslustig? Hier an der Wiege der Lutherreformation?“

„Du wirst ihre Angriffslust schon noch zu spüren bekommen, denn Wittenberg ist nicht nur die Stadt Luthers. Hier hat auch Philipp Melanchthon gelebt, und hinter seinen Worten sammeln sich alle, die im geheimen für die Lehre Kalvins eintreten.“

Auf ihrem Weg durch die Coswiger Straße waren sie bis zur Schloßkirche gekommen. Durch eine Pforte neben der Turmtür traten sie in das Kirchenschiff.

An Luthers Grab standen sie schweigend für eine Weile, bis Alberico nach links trat, an die Platte, die Philipp Melanchthons Namen trug. Er sah den Freund an.

„Nur wenige Schritte trennen ihre Gräber, und wer ihr Leben kennt, weiß, daß sie es so gewollt hätten. Trotzdem sind ihre Namen zu Schlachtrufen zweier feindlicher Lager geworden, die sich bis aufs Blut bekämpfen. Uns Lutheranern wird vorgeworfen, den Heiligenunfug und Teufelsspuk der alten Kirche durch die Hintertür wieder hereinzuschuggeln. Und wir selbst beschimpfen Melanchthons Jünger als Calvinisten, denen nicht einmal die Sakramente mehr heilig sind. Und alle vergessen wir Christus darüber.“

Giordano spürte: Schon dies tolerante Glaubensbekenntnis allein war geeignet, Gentile als Mann universeller Bildung auszuweisen, als Ausnahme von der Regel in dieser fanatischen Zeit. Als Staatsrechtler, der hinter den Meinungsgruppen und Lehrsätzen nicht den einzelnen Menschen vergaß mit seinen Schwächen und Leidenschaften.

„Seit ich aus Italien fort bin, fort aus dem Kloster mit seinen starren Regeln und seiner ermüdenden Eintönigkeit, sind für mich die Probleme der Kirche nur noch Probleme am Rande, wenn ich auch mit ihnen zu leben gezwungen bin und tagtäglich mit ihnen zusammenstoße. Daher interessiert mich an

deinem Luther ebenso wie an den Calvinisten nur die eine Frage: Wie halten sie es mit der neuen Welt, die die Erkenntnisse des Kopernikus uns eröffnet haben? Und da muß ich dir leider antworten: Sie haben für meinen Kopernikus beide nichts übrig, weder dein Luther noch dieser Melanchthon."

„Denkst du denn wirklich, Kopernikus hätte den Stein der Weisen entdeckt?“

„Den Stein der Weisen hat auch Kopernikus sicherlich nicht gefunden. Komm in meine Vorlesung, und du wirst verstehen, welche Grenzen seine Welt noch einengen. Aber er hat uns die Augen dafür geöffnet, daß unsere kleine große Erde nichts ist als ein Wandelstern unter anderen Wandelsternen, der brav auf der ihm zugehörigen Bahn um die Sonne kreist.“

Sie gingen entlang der Wälle der Schloßbastion bis zum Coswiger Tor. Der Weg vor der Stadt war staubig und von tiefen Wagenspuren zernarbt.

Mit den Häusern liefen sie die Sorgen und Streitereien der Menschen hinter sich.

Kräftig schritten sie aus, sogen die frische Luft in sich ein und schwiegen.

4.

Von den Elbwiesen her schob sich erster Herbstnebel nach Dresden hinein. Die prunkvollen Häusergiebel ertranken darin, als sei der Fluß über die Ufer getreten. Die graue Flut verschlang Straßen und Plätze der Residenz, in ihr versanken das Schloß und der Marstall.

Schließlich ragten nur noch die Kirchtürme in den Septemberhimmel.

An den Erkern und Fensterzeilen der Töpfergasse waren die kunstvollen Figuren der Simse und Sandsteinfiguren verblaßt, aufgesogen vom lichtlosen Grau dieses Tages.

Herabplatzende Tropfen schienen sich in einem Labyrinth der Stille für immer aufzulösen.

Auf der Gasse führte Fleischermeister Kutzig seine Gäste zur Taufe des jüngstgeborenen Töchterchens: Verwandte, Zunftfreunde, Nachbarn. Schleppröcke und mit Pelz verbrämte Umhänge trugen die Damen, knielange Hosen, enge Strümpfe und weite Samtpelerinen die Herren. Die dunklen Farben der Festkleider glitten fahl durch den Nebel.

Einen halben Schritt hinter Kutzig, das Bündel Kind auf dem Arm, ging die Amme. Und da sie die noch nicht wiederhergestellte Mutter vertrat, ging sie würdevoll und mit abgezirkelten Schritten.

Neben ihr stolzierten die beiden Paten: mit einer weiten weißen Halskrause der Gildemeister der Knochenhauer von Dresden und in spitzen, umständlichen Schuhen Erzman, jüngst noch Hofgerichtsrat und seit ein paar Tagen als Landschaftsinspektor nach Zwickau berufen.

Er hatte seine Abreise nach Obersachsen und die Übernahme jenes Postens, auf den man ihn abgeschoben hatte, wieder und wieder hinausgezögert, um an diesem nebligen Tag noch in Dresden zu sein. Jetzt blieb ihm nur noch eins: zu hoffen, daß alles so klappte, wie es mit Kutzig abgesprochen war.

Schweigend erreichte die Festgemeinde die alte Frauenkirche. Im klaren Halbdunkel der Sakristei nahmen die Gewänder endlich ihren wirklichen Glanz an: den von Gold und von Pelz und von Samt.

Der Prediger begrüßte den Vater, die Paten, hob seine Arme zu einer einladenden Geste:

„So laßt uns Gottes Segen auf seine Tochter herabbitten!“

Das Kind wurde über den Taufstein gehalten, und es schien eine Feier zu werden wie von alters her üblich: das gemurmelte Beten, die segnenden Gesten, das Kindergeschrei. Aber in allem schwang etwas mit, das die Zeremonie zu zerreißen drohte und das die Spannung hinter ihrem ruhigen Ablauf ahnen ließ.

Frau Brigitte, die Amme, war voll Stolz zu dieser Taufe gegangen. Aber als sie Erzman als Paten unter den Gästen entdeckte, hatte ein ungutes Gefühl sie beschlichen. Dieser Mensch, der das Kutzigsche Haus in den letzten Tagen häufig aufgesucht und dabei immer Scheu und Angst vor zu vielen

Ohren gezeigt hatte – dieser Mensch hatte sicherlich keinen guten Einfluß auf ihren Brotherrn.

Jetzt, da alles ablief, wie sie es von anderen Kindtaufen her in Erinnerung hatte, kam Frau Brigitte wieder zur Ruhe. Und doch: da waren Blicke, die hin und her wanderten zwischen Kutzig und Erzman, entschlossene Blicke, die ihr mehr auszudrücken schienen als nur vages gegenseitiges Einverständnis. Dann merkte Brigitte Verzögerungen, wo sie einen flüssigen Ablauf der heiligen Handlung in Erinnerung hatte . . .

Aber – war sie nicht einfach zu überempfindlich? Schließlich: die kleinen Risse im Redeteppich schlossen sich wieder, wurden zugewebt unter immer neuen Betformeln und sakralen Handreichungen – bis jener Augenblick kam, der kommen mußte und der dann doch nicht kam und den sofort jeder vermifste – jeder, nicht nur sie, Brigitte, die Amme.

Zwar: der Augenblick kam, aber die Worte, die hätten folgen müssen, blieben unausgesprochen. Der Hexenbann, der seinen Platz nach altlutherischem Taufritual an der Stelle hatte, da die Amme die Hände ausstreckte, um das Kind zurückzuempfangen, blieb ungesagt.

Brigitte zog das Kind an sich, da sah sie schon Kutzig vorschnellen wie einen von der Leine gelassenen Hund, auf den Gottesmann zu.

„Kalvinistengesindel!“ hörte sie ihn brüllen, und dann:

„So weit wird es nicht kommen! Wenn du die Formel inzwischen vergessen hast, sprich sie mir nach: Herr beschütze . . .“

Aber das Echo blieb aus. Die ruhige Antwort des Seelsorgers war nichts als eine Zusammenfassung dessen, was schon geschehen war:

„Ich habe dein Kind auf den Namen Klara getauft, und damit sind seine Wege Gott dem Herrn allein anbefohlen.“

Der Fleischermeister aber war dadurch nicht zufriedengestellt. Sein Atem flog. Er sah den Mann aus verkniifenen Augen an. Schien ihn mit Haut und Haaren verschlingen zu wollen. Dann beruhigte er sich für einen Augenblick, aber nur, um unter seinen Pelzüberhang zu greifen. Aber . . . das war doch nicht möglich: er schwang plötzlich ein Beil in Kopfhöhe über sich und schrie:

„Wenn du nicht sofort tust, was man von dir verlangt und was in unserer Kirche Brauch ist seit Doktor Luther, dann . . . dann wirst du keine Minute länger zu leben haben und mein Kind auch nicht. Denn ich werde es nicht euch Ketzern zuliebe ins Leben stoßen ohne Gottes ausdrücklichen Schutz vor Teufeln und bösen Geistern. Also . . .“

Angsterfüllt preßte die Amme das schreiende Kind an sich. Also doch – dieser schreckliche Mensch! Haßerfüllt sah sie zu Erzman hinüber. Zwar ließen diesen die Schreckensschreie der Frauen kalt, auch das Zugreifen und Gestikulieren der Männer, die den Schlächter zu bändigen suchten. Aber da nur er und Kutzig wußten, was hier gespielt wurde, blieb seine einzige Sorge: Würde nichts Unvorhergesehenes eintreten? So, wie er Kutzig kannte, war es nicht ausgeschlossen, daß der sich von seinen eigenen Worten hinreißen ließ, daß er das verabredete Krachschlagen noch überbieten würde. Man mußte zum Ende kommen . . .

Erzman schob sich zwischen den ratlosen Taufgästen hindurch auf den bedrohten Prediger zu. Das Stimmengewirr übertönend, schrie er ihn an:

„Sehen Sie nicht, in welche Konflikte Sie unbescholtene Bürger stoßen mit Ihrer Starrsinnigkeit? Wir als Paten verlangen von Ihnen: Kommen Sie sofort der Forderung des Kindesvaters nach! Sehen Sie nicht . . .“

Der Gottesmann sah. Er sah das Beil, das noch immer im Kerzenlicht blinkte, sah die drohende Haltung der Festgemeinde. Rückte sein verrücktes Beffchen zurecht, hielt die Hand segnend über das ihm entgegengestreckte Kind, murmelte:

„Herr, beschütze vor Hexen und bösen Geistern deine Tochter Klara, geboren dem Fleischermeister Kutzig und seinem Weibe . . .“

Die düstere Beschwörungsformel klang wie eine Erlösung. Alle atmeten auf, als sie verklungen war: Tanten und Basen und die Amme Brigitte und Kutzig und seine Fleischerkollegen und nicht zuletzt der Seelenhirte und Erzman selbst.

Morgen schon würde er sich auf die Reise nach Zwickau machen, würde unterwegs und in seinem Bestimmungsort von

der Bluttaufe oder doch Fast-Bluttaufe berichten. Konnte den Menschen im Lande ein besseres Zeichen gegeben werden als dies: daß man den Übermut der Melanchthonanhänger nur zu zügeln brauchte, um sie zur Umkehr zu zwingen . . .

Am gleichen Tage noch war die Geschichte in Dresden herum. Von den Fleischern hörten es die Marktweiber und von den Marktweibern die ganze Stadt.

Pfeiffer, obwohl seines Postens als kurfürstlicher Kanzler schon seit einigen Tagen enthoben, sorgte dafür, daß auch der Hof schnellstens Kenntnis davon erhielt. Denn er wußte: für diesen Abend hatte Christian seinen neuen Kanzler zu einem vertraulichen Antrittsessens geladen.

Beim Ankleiden für den festlichen Anlaß erfuhr der Kurfürst von seinem Schneider, was am Morgen dieses nebligen Tages in seiner Stadt Dresden geschehen war.

Ohne Verzug und ohne sich anzumelden, suchte er daraufhin die Kurfürstin in ihrem Sticksalon auf.

„Ich werde deinen Miro ablösen lassen“, sagte er kurz – un-diplomatisch kurz.

Die Fürstin sah auf, hüstelte, stickte weiter.

„Er steckt doch sicher wieder hinter dieser Schreckensszene von heute früh in der Frauenkirche.“

Hilfloses Armrudern begleitete seine Worte.

Sophie ließ den Stickrahmen sinken. Kniff die ermüdeten Augen zusammen und sah Christian an.

Sollten die Armverrenkungen sie etwa glauben machen, er sei tatsächlich über den Vorfall bei dieser Taufe erregt?

Was wollte er überhaupt?

Was bedeutete dieser Überfall? Er ließ sich doch sonst kaum bei ihr sehen.

„Warum: wieder?“ sagte sie leise. Nur dies.

Christian wippte auf seinen Zehenspitzen. Eine dumme Angewohnheit.

„Ich sagte es deshalb, weil er immer und ständig versucht, in meine Residenz und in mein Land Unruhe hineinzutragen.“

Es begann eigentlich schon mit seiner Predigt zur Krönungsfeier . . . Und wandelte in allem auf den Wegen seines Vaters David und wich nicht, weder zur Rechten noch zur Linken.

Nun gut – damals war auch anderen noch nicht klar, was nun werden würde. Und nicht, was mit diesen Worten gemeint war. Aber daß er kurz darauf glaubte, mich zum förmlichen Eid auf das Concordienbuch anhalten zu müssen . . . Ich bitte dich – mich! Das kann er mit seinen Dorfpfarrern machen oder mit irgendwelchen Schuldienern. Aber doch nicht mit dem Kurfürsten. Schließlich bin ich der Herr über den Glauben in diesem Land. Auch über seinen Glauben! Das scheint Miro vergessen zu haben. Und außerdem hat man mir berichten müssen, daß er die Abgehalfterten, die Männer von gestern, um sich zu scharen versucht, bei harmlos erscheinenden Herrenabenden beispielsweise.“

Mit ein paar ruhigen Schritten durchmaß der Kurfürst den kleinen Raum. Er genoß die Wohlinformiertheit, mit der er vor der Fürstin paradiereen konnte und die auf sie sichtlich Eindruck zu machen schien. Und um diesen Eindruck noch abzurunden, blieb er abrupt stehen, verharrte einen Moment, als überlege er etwas, wandte sich dann plötzlich um und sagte:

„Wenn sich Miro mit einem Pfeiffer und einem Erzman so gerne gemein macht, wie es den Anschein hat – bitte – ich habe nichts dagegen. Aber ich werde nicht dulden, daß er für seine Ränkespiele eine Vertrauensstellung bei Hofe mißbraucht. Wenn schon Gemeinsamkeit – dann bitte auch in der Gemeinsamkeit meiner Ungnade.“

Wieder ging er einige wenige Schritte, bis er vor die sitzende Sophie zu stehen kam. Er sah auf sie herab, schwieg einen Moment. Resümierte dann:

„Wir brauchen nicht all die Händel im eigenen Haus, um derentwillen die Welt draußen zerstritten ist. Mein Name ist Christian, und ein christlicher Herrscher will ich auch sein. Kein lutherischer und auch kein kalvinischer.“

Sophie sah ihn an. Einfach lächerlich, wie er da vor ihr stand, aufbrausend, unwirsch, mit großen Worten um sich werfend. Und wirkte in seiner Phantasieuniform mit den Rüschen und Troddeln doch wie ein Lakai. Wie einer, der jemanden sucht, an dem er seinen Augenblickszorn auslassen konnte . . . War das nun tatsächlich ein Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation? War es nicht vielmehr ein ganz ge-

wöhnlicher zanksüchtiger Ehemann, der mit seiner Frau um die Entlassung eines unbotmäßigen Domestiken stritt?

Die Verbindung der protestantischen Fürsten Deutschlands im Geiste lutherischer Rechtgläubigkeit war die Lieblingsidee ihres seligen Vaters gewesen, und hierin hatte der brandenburgische Kurfürst vielfache Berührungspunkte gefunden mit seinem sächsischen Nachbarn August und dessen Concordienbuch. Als junge Prinzessin hatte sie diese Zusammenhänge nur schwer oder, besser gesagt, gar nicht begreifen können, und es hatte manche harte Auseinandersetzung gegeben. Nur wenn die Reichsfürsten sich im neuen Glauben einigten, würden sie Kaiser und Papst gegenüber bestehen können.

Das hatte sie schließlich verstanden, und so hatte sie in diese Ehe mit Sachsen gewilligt, zur Freude der Eltern. Und jetzt war alles ganz anders gekommen. Seit dem Tode des Schwiegervaters stand dieser Krell zwischen ihr und Christian, Krell, dieser Ehrgeizling, der sich ständig weiter nach vorne geschoben und es nun also geschafft hatte: kurfürstlich sächsischer Kanzler zu sein, Vorsitzender im Geheimen Rat . . .

„Wenn du mich schon nicht zuläßt zu deinen Geheimgesprächen mit diesem Gernegroß in seinem schmierigen Bürgerrock, so möchte ich dich doch um eines ausdrücklich ersuchen: Überlasse mir bitte die Wahl meines Beichtvaters und unseres Hofpredigers.“

Damit wandte Sophie sich wieder ihrem Stickrahmen zu.

Christian zog sich noch einmal hoch auf seine Fußspitzen. Aber sie beachtete ihn schon nicht mehr. Ärgerlich wandte er sich zum Gehen.

Das brachte ihm nun diese Ehe ein mit der Brandenburgerin, von der sein Vater sich so viel erhofft hatte. Ein zänkisches Weib, das ständig versuchte, die Staatsgeschäfte zu beeinflussen. Aber er war Herrscher genug, sich da nicht dreinreden zu lassen. Er würde nicht zum Gespött seiner fürstlichen Vettern werden. Er nicht. Als Mann nicht und auch nicht als Kurfürst.

Er erreichte die Tür, und bevor sie geöffnet wurde, sagte er:

„Diese Wahl überlaß ich dir auch. Aber lediglich die Wahl zwischen zwei neuen Beichtigern. Ich dachte etwa an Salmuth und Steinbach. Nur: Miro geht.“

Zu Krell, im kleinen Speisezimmer, zeigte der Kurfürst sich aufgeschlossen und umgänglich. Fragte nach der Gesundheit, kam dann, als das Essen gebracht wurde, auf Wichtiges.

„Was hört man von der Gesandtschaft, die Wir im März zusammen mit anderen protestantischen Fürsten nach Frankreich geschickt haben?“

Krell war wie immer gut informiert. Er sprach von den Schwierigkeiten, die der Abordnung in Frankreich begegnet waren, sprach vom Intrigenspiel der Papisten, die immer noch hofften, durch die Hand König Heinrichs des Dritten weiterhin dieses reiche Land zu regieren. Sprach auch von neuerlichen Meinungsverschiedenheiten, die sich ergeben hätten zwischen den Abgesandten der deutschen Fürsten. So wie daheim war halt auch draußen der Lutheraner nicht plötzlich des Calvinisten Freund.

„Daß doch diese Bruderhändel endlich ein Ende fänden“, sagte Christian. „Die einzigen, die dabei gewinnen, sind die Papisten. Rom weiß genau, wie es den Keil ansetzen muß.“

„Aber – wir werden uns wehren, Durchlaucht.“

Krell hatte auch einen Zeugen in französischen Angelegenheiten, der sich sofort rufen ließe. Falls es gestattet sei.

Es war gestattet. Der Kanzler schickte den Diener ins Vorzimmer, und kaum war er gegangen, trat mit einer tiefen Verbeugung der Hofmarschall ein.

„Ah, Schönberg!“ rief der Kurfürst erstaunt. Und weil er nicht wußte, in welchen Zusammenhang das Erscheinen seines liebsten Beamten, des Arrangeurs unzähliger Jagdausflüge und Festessen, mit dem angekündigten Frankreichexperten zu bringen war, sagte er: „Das Essen war ganz vorzüglich und der Wein auch!“

Neue Verbeugungen, Lächeln, Beflissenheit. Christian stutzte.

„Oder – solltest du etwa der angekündigte Kenner französischer Zustände . . .?“

Unsicher sah er von Schönberg zu Krell, dann wieder auf Schönberg.

„Mit Erlaubnis Ihres seligen Herrn Vaters ist mein Bruder Franz im vergangenen Jahr in den Dienst Heinrichs von Navarra getreten.“

„Oh, das wußte ich nicht. Und was schickt er Uns für Nachrichten, der Herr Bruder?“

„Er klagt, es stünde schlecht um die Sache des protestantischen Lagers. Ob sich Navarra ohne Hilfe aus Deutschland noch lange halten können, scheint zweifelhaft.“

Christian tat einen hilfesuchenden Blick hin zu Krell.

„Aber wie sollen Wir helfen, ohne den Zorn des Kaisers heraufzubeschwören? Glaubst du nicht auch, daß der Habsburger es Uns niemals verzeihen würde, wenn Wir den Hugenotten mit Soldaten zu Hilfe eilten? Mit Unseren sächsischen Soldaten?“

„Es gibt sicher Möglichkeiten, versteckt zu helfen. Gerade dies wird die Gesandtschaft erkunden. Aber geholfen werden muß, auch Sachsen zuliebe. Der Wirtschaft und insbesondere dem Handel droht sonst große Gefahr.“

„Du meinst also, Unsere Handwerker und Unsere Kaufleute würden es Uns zu danken wissen, auch wenn der Habsburger zürnt?“

„Aber natürlich würden sie das. Seit die Silberschätze der Neuen Welt sich nach Europa ergießen, ist es vorbei mit dem sächsischen Talersegen. Wir müssen mehr tun, als nur nach Erz graben, wenn das Land und seine Ökonomie weiter gedeihen sollen.“

„Wenn das so ist, sollten Wir unbedingt helfen, tatsächlich.“

Krell war zufrieden, und er konnte den Lehrmeister nicht ganz verleugnen, als er nun sagte:

„Die Städte müssen wir stärken gegen die Landstände. Dann wird, um auf den Beginn unserer Unterhaltung zurückzukommen, Miro von alleine die Lust vergehen an seinen Intrigen.“

Christian nickte hoheitsvoll. Er wandte sich um, wandte sich Schönberg zu, der in seiner devoten Haltung erstarrt schien.

„Schreib deinem Bruder, daß Wir die glückliche Heimkehr der Gesandtschaft abwarten, um mit der Hilfe für die Hugenotten sofort zu beginnen.“

Nachdem der Höfling gegangen war, sprachen Christian und Krell wieder dem Wein zu. Sie tauschten Erinnerungen aus – an den verstorbenen Kurfürsten, an die Kanzler, die August gehabt hatte, an Jagden und Hoffeste.

Krell kannte Christian seit dessen zwanzigstem Lebensjahr. Er verstand es, das Gespräch geschickt zu führen, bald persönliche Dinge zu erörtern, bald Staatsangelegenheiten. Aber schließlich wußte er zielsicher die Sprache auf das zu bringen, was den Kurfürsten, seinen Christian, wohl am meisten von allem interessierte: den Fortgang der Bauten auf der Festung Königstein und die Ausrichtung der Feier zum Geburtstag des Kurfürsten im nahen Oktober.

5.

Die Stadt erwachte eben, als Giordano an diesem zwölften September aus dem Haus seiner Wirtsleute trat. Unruhig stolperte er auf die Gasse hinaus, sah sich suchend um nach den Türmen der Stadtkirche.

Noch zwei Stunden blieben ihm bis halb acht, dem Beginn seiner ersten Vorlesung. Nichts hielt ihn mehr in der kleinen Stube. Er wollte die Sonne sehen und Menschen.

Hatte die Kammer ihm in den ersten Tagen seines Hierseins ein Gefühl von Geborgenheit gegeben, so war er jetzt schon mißtrauisch geworden gegen dieses Versteck. Würde es ihn nicht von der Welt allzusehr fernhalten? Konnte es – sollte sein Aufenthalt hier tatsächlich von Dauer sein – nicht allzu leicht ein freiwilliges Verlies für ihn werden? Möbliert zwar mit dunklen Eichenschränken, einem schweren Tisch, einer Wandbank – aber eben doch ein Verlies?

Auf dem Markt spannten die ersten Fuhrwerke aus, die von den Dörfern ringsumher kamen. Heute war Dienstag, und Dienstag war Markttag. Die Bauern würden Pflaumen anbieten und Kohl, die ersten Birnen, Mohrrüben, Zwiebeln und Fleisch. Dann würden sie an den anderen Ständen Futter einkaufen, ein neues Zaumzeug, Korn vielleicht.

Giordano hatte den Markt in Wittenberg schon erlebt und ihn in nichts unterschieden gefunden von den Märkten in

seiner Heimat oder dem lärmenden Treiben des großen Marktes der Stadt Paris. Zwar wurden hier keine Feigen gehandelt und auch keine Trauben, keine Zitronen und keine Tintenfische, aber war es dem Kaufmann nicht gleich, was er verkaufte? Schließlich konnte man sich auch an Hanfseilen satt essen, wenn man sie nur gut verkaufte . . .

Bruno blieb neben einem Fischhändler stehen, sah zu, wie der Mann seine Kisten umstapelte, eine Plane darüberzog. Später würde er den Fang dieses frühen Morgens auf das Wagenbrett schütten und die größten Fische obenauf legen. Das war beim Fischhandel nicht anders, als es im Meinungsstreit war.

Giordano ging weiter. Er wußte: es genügte nicht immer, als erster zu kommen. Man mußte bessere Brocken haben als alle anderen, die besseren Vernunftgründe und die geschickteste Art, sie auch loszuschlagen. Nicht umsonst hatte die Bibel jenes Bild vom wandernden Jesus so bekannt gemacht, der zu seinen Jüngern sagt: Ich will euch zu Menschenfischern machen!

Giordano hatte den Traum wieder in sich, die Fahrt mit dem Sonnenwagen, den Kampf gegen Baal. Er würde nicht anders verfahren . . .

Die alte Bekehrwut erwachte in ihm, die er oft genug unterdrückt hatte, hintangestellt, die er versucht hatte, als Apostelstum vor sich selbst verächtlich zu machen. All dies hielt nie lange vor: wenn es wieder soweit war, daß er seine Ansichten auszubreiten Gelegenheit fand, fiel es ihm jedesmal schwer, den letzten Funken Eitelkeit von sich abzutun. Sah er nicht mehr, als alle diese Blinden sahen? Und konnten sie nicht nur durch ihn sehend werden?

Elia hatte den Triumph erst durch seine feurige Himmelfahrt vollkommen gemacht. Keines der Zeichen und Wunder, die er dem staunenden Volke vorher geboten hatte, war so überzeugend und von so allgemeiner Wirkung gewesen wie das, mit dem er seine Entrückung hatte Wirklichkeit werden lassen. Das war die Sprache gewesen, die auch seine Widersacher verstanden. Vor ihr verstummten all die Jahre des gottgefälligen Dienens, die der Prophet vorher auf sich genommen

hatte, verstummte der fremde und auch der letzte eigene Zweifel.

Wann würde er, Giordano, dieses Feuerzeichen an sich erleben? Er spürte, wie entscheidend dieser Anfang heute für ihn werden konnte. Er würde ihm Kraft geben für die Zeit danach, oder er würde eine Enttäuschung mehr sein, eine Enttäuschung, deren Konsequenz wieder hieß: weiterziehen, das wenige aufgeben, was man inzwischen erworben hatte, einmal mehr neu beginnen. Noch war alles Ungewißheit.

Wer würde in seine Vorlesung kommen? Ein paar Studenten, die sonst nichts zu tun hatten? Ein paar Professoren vielleicht, die Verbündete suchten für ihre Cliques? Und wie würden sie reagieren? Heute? Und später? Würden sie ihm den Kopernikus abnehmen trotz Luther und trotz Melancthon?

Er mußte sie anfüttern wie ein Fischer die Beute.

Giordanos Schritte hallten wider in den Gassen zwischen Marktplatz und Elstertor. Er sah Leute vor ihre Häuser treten, sah sie sorgenvoll oder auch unentschlossen zum Himmel schauen nach dem Wetter. Hörte Gespräche zwischen Nachbarn, von denen er nichts mitbekam als den singenden Tonfall – besorgt, neugierig, überlegen. Er hätte diesen Morgen so hinbringen können mit Schlendern, Hören und Sehen.

Als es sieben schlug, ging er zur Universität.

In den Gängen und auf den Treppen standen Studenten. Sie disputierten miteinander und lachten. Das Auditorium im ersten Stock, das ihm für seine Antrittsvorlesung genannt worden war, lag leer. Die Tür stand offen, von der Stirnseite des Raumes her leuchtete die buntbemalte Kathederwand.

Giordano blieb in der Türöffnung stehen. Es kamen drei junge Studenten, die wortlos Platz nahmen. Dann wurden es mehr, und schließlich riß die Gesichterreihe nicht ab: Bekannte und Unbekannte, Studenten und Professoren. Einige nannten Namen, von denen er Alberico bisher nur hatte erzählen hören. Als der Freund gekommen war, trat Giordano beruhigt hinter das bunte Katheder. Vereinzelt wurde geklopft.

Giordano lächelte. Rektor Weiße ließ sich durch einen der beiden Pedelle vertreten. Auch gut. Vor einem Monat in Marburg hatte Magnifizenz ihn schon vor die Tür gesetzt, bevor

er zu lesen begonnen hatte. Ein erster Erfolg war also erreicht . . .

„Wenn wir nach dem Weltbild der Alten fragen, tun wir dies in der festen Absicht, die Ansichten zu überprüfen, die wir von unserer eigenen Welt haben.“

Eine Antrittsvorlesung war nicht dazu da, den Himmel zu stürmen, auch nicht den Himmel von Wittenberg. Sollte es nachher ans Disputieren gehen, war immer noch Zeit genug, daß man sich zu erkennen gab. Also erst etwas Platon, ein bißchen Hipparch und natürlich den geschuldeten Aristoteles:

„Wo ist die Welt? Wo ist das All? Aristoteles lehrt: in sich selbst. Die innere Wölbung der ersten Sphäre nennt er den allgemeinen Ort und diesen das allgemeine Umfassende, das selbst von nichts anderem mehr umfaßt wird.“

Wie vieles, was Aristoteles lehrte, mochte das richtig sein, wenn es richtig angebracht wurde und vernünftig auf die Voraussetzungen paßte, von denen es ausging. Aber als Schulzitat verdiente es zunächst Skepsis und Aufmerksamkeit. Denn was hieß das schon: ein Raum sei in sich selbst?

Bruno sah auf die still gewordenen Zuhörer. Waren sie nur gekommen, um an ihm einen akademischen Akt zu vollziehen? Konnte eine Antrittsvorlesung so viele Menschen so früh aus den Betten locken?

„Letztlich ist es jedoch in Wahrheit unmöglich, sich mit irgendwelchem Sinn oder irgendwelcher Phantasie ernsthafterweise eine Oberfläche zu denken, oder, wenn Sie so wollen, eine Begrenzung, außerhalb derer weder ein Körper noch leerer Raum wäre. Selbst Gott kann uns hier nicht weiterhelfen, denn Gott ist nicht dazu da, daß er das Nichts ausfüllt.“

Noch immer blieb alles ruhig. Es schien Giordano, als spräche er in einer Versammlung von Gleichgesinnten. Und da er wußte, daß in einem solchen Kreis gewöhnlich nur eine lahme oder gar keine Diskussion entstand, reizte es ihn, aggressiver zu werden.

„Ich nenne daher das All als Ganzes unendlich, weil es ohne Rand ist, keine Oberfläche und keine Schranke besitzt. Ist es nicht so, daß der unendliche Schöpfer sich etwas ermangeln

ließe ohne unendliche Schöpfung? Muß uns nicht der Gedanke unbegreiflich erscheinen, Gott habe sich mit einer begrenzten Wirkung begnügt?"

Dies schien ihm der Faden zu sein, an den er sich halten mußte in diesem Labyrinth andauernden Schweigens. Solange die Zuhörer nicht reagierten – weder mit Klopfen oder mit Trampeln noch durch Scharren und Zischen –, solange mußte er sich solcher Bilder bedienen, die sie alle verstanden.

„Wer Gott hinter der Kruste der letzten Sphäre sucht, hat ihn längst aus sich selbst verstoßen. Gott ist nicht irgendwo, wo niemand ihn zu sehen imstande ist, er ist vielmehr in uns, so wie er in jedem Teil seiner Schöpfung ist.“

Sie schwiegen noch immer. Sollten sie schweigen!

Wenn selbst das ihren Protest nicht reizte . . .

So steuerte er auf den Schluß seiner Rede zu, beschwor Epikur und Lukrez, ließ Anaxagoras hochleben, weil dieser gesagt hatte, das Unendliche bestätige sich durch sich selbst. Lud schließlich und endlich zu seinen nächsten Kollegs ein, für die er die Untersuchung weiterer interessanter Aspekte des unendlichen Alls in Aussicht stellte.

Als er geendet hatte, ging das Getrappel los. Es kam aus den letzten Reihen, von den Studenten, Mützen wurden an die Decke geworfen und die Bänke mit Fäusten betrommelt.

Der Pedell stand auf, bat um Ruhe, verbeugte sich knapp, beglückwünschte den Lektor zu seinen Ausführungen. Wünschte ihm weiterhin Glück und Erfolg für dieses Semester und führte schließlich den Lehrkörper durch die zufrieden tobende Menge der Schüler zur Tür.

Gentile zog Bruno mit sich hinaus auf die Straße. Er hatte keine Erklärung für das Schweigen der Professoren. Vor allem verstand er nicht, wie die Zurückhaltung so einhellig hatte sein können.

„So etwas hat die Universität nicht mehr erlebt seit dem Tode des Kurfürsten. Immer haben sie ihre Zerstrittenheit auch gezeigt.“

Gentile lag viel daran, daß Bruno jetzt nicht aufgab.

„Meinst du nicht, daß beim nächsten Mal Leute kommen werden, die das Wesentliche interessiert?“

Diese Frage des Freundes nahm Giordano die Angst. Lachend sah er Gentile an, hörte ihn sagen:

„Ich komme bestimmt. Du mußt nur die Zeit bald bekanntmachen.“

„Von mir aus kann es bei Dienstag bleiben, nur muß ich mich erst um den Hörsaal kümmern.“

„Hörsaal hin, Hörsaal her. Jetzt gehen wir erst einmal hier hinein.“ Alberico schob Giordano in eine der Schankstuben am Holzmarkt.

„Es ist nicht der Ratskeller“, sagte er, „aber gutes Bier gibt es trotzdem.“

Die Tür war niedrig. Sie bückten sich. Durch die bunten Scheiben fiel nur schwaches Licht auf die frisch gescheuerten Tische. In einer Ecke saßen Studenten und ließen laut einen Kommilitonen hochleben. Alberico nötigte Bruno an den Tisch vor der Fensterbank.

„Vielleicht hast du dich nur ein bißchen zu sehr von der Suche nach einer Antwort hinreißen lassen. Jetzt hast du die Antwort und . . . bist unzufrieden, weil sie kein Jubelschrei ist.“

Giordano sah auf. Er hatte seine Enttäuschung noch nicht verwunden. Die Studenten hatten gejubelt. Aber das Schweigen der Professoren – was bedeutete das?

„Zuerst dachte ich: Sage ihnen ein paar höfliche Floskeln, lasse Zitate spielen, nichtssagende Redensarten. Da schwiegen sie, und so hatte ich es auch erwarten müssen. Dann plötzlich wollte ich ihren Widerspruch reizen – aber sie schwiegen noch immer. Ach, soll sie ein anderer verstehen!“

Der Wirt liebbedienerte zwei volle Kannen auf ihren Tisch.

„Sollten die Herren auch einen Imbiß wünschen . . .“

Sie wünschten. Es gab Schinken und Spiegelei.

In ihr Gespräch platzte plötzlich ein lautes Krakeelen. Ein Studentenpulk quoll durch die Tür. Erhitzte Gesichter unter samtene Federbareten.

„Ich hab doch gesagt, daß sie hier hinein sind.“

Einer trat auf Giordano zu. Er hatte ein schmales Gesicht und eine scharf gebogene Nase.

„Wir hätten noch ein paar Fragen gehabt zu dem, was Sie über das Unendliche sagten.“

Jetzt kamen auch die anderen näher.

Giordano bot ihnen Platz an. Mit einer Armbewegung bestellte er eine Kanne Bier für jeden. Dann sah er den Fragenden an, hörte auf seinen näselnden Singsang:

„Sie haben gesagt, daß das All als Ganzes unendlich ist, weil es keinen Rand hat und keine Schranke. Ja, ich glaube, so war es.“

Giordano nickte. Der Student holte Luft.

„Nun haben wir von der Lehre des Domherrn Kopernikus gehört, die besagt, daß die Sonne im Mittelpunkt unserer Welt steht, und nicht die Erde, und die Erde nur einer der sechs Planeten ist, die die Sonne umkreisen.“

Bruno sah zu Gentile hinüber. Er zog den Mund in einem Lächeln zur Seite.

„Hinter Saturn, so lehrt uns Kopernikus, schließt die Sphäre der Fixsterne unseren Weltkreis ab. Und jetzt kommen Sie und sagen: Das ist noch nicht alles. Das All ist in Wahrheit unendlich. Wie sollen wir das verstehen?“

„Ja, wie sollen wir das verstehen?“

„Oder glauben Sie nicht an die Lehren des Domherrn Kopernikus?“

Alle sprachen sie durcheinander. Als Bruno aufsaß, verstummten sie.

„Doch, ich glaube an seine Lehren“, sagte er. „Ich bewundere das, was Kopernikus für unsere Zeit getan hat. Denn das hat noch keiner vor ihm gewagt: das Weltbild so auf den Kopf zu stellen, daß man die Sonne nicht wiederfindet in ihrem Glanz.“

Bruno sah sich um, sah von einem zum anderen.

„Aber, Kopernikus hat euch noch nicht die ganze Wahrheit gesagt. Er hat den Lauf der Planeten verfolgt, und was er aus seinen Beobachtungen schließen konnte, bezieht sich nur auf den Lauf dieser Planeten und auf ihre Stellung zur Sonne.“

Reichten diese wenigen Striche wohl aus, um in ihren Köpfen ein ganz neues Weltbild zu zeichnen? Würde er nicht nur neue Verwirrung schaffen damit? Natürlich, auch er hielt das All nicht für absolut und für völlig unendlich. Jeder Teil, der den Menschen erfäßbar schien, war genauso begrenzt, wie

jede einzelne der unzähligen Welten, die er in sich begriff. Und eine dieser Welten nur war unsere eigene Erde. Ein Planet wie Merkur oder Venus.

Das Bier wurde in großen Zinnkrügen gebracht. Alle tranken sich zu. Giordano klappte laut den Deckel, wischte den Bier-schaum von seinem Lippenbart.

„Die Anordnung der Fixsterne auf einer Sphäre hat Koper-nikus nur als Beiwerk mit übernommen, als Schmuck sozu-sagen, als Andenken an die Geborgenheit unserer alten Welt-zwiebel.“

„Und Sie meinen also . . .“

„Ja, ich meine, daß die Fixsterne nicht an einer Kristall-sphäre festgemacht sind, die unser Weltall umschließt, denn was sollte wohl außerhalb einer solchen Weltkruste sein?“

„Die Fixsterne schweben also lose im Raum, in den Tiefen des Weltalls?“

„Und sie scheinen uns um die Erde zu kreisen genauso wie unsere Sonne. Was liegt also näher, als anzunehmen, daß sie selber unendlich entfernte leuchtende Sonnen sind? Sicher gibt es unter ihnen auch solche, die wie unsere Sonne von Planeten umkreist werden.“

„Das ist alles so neu und so unerwartet.“

„Könnten Sie Stellen zitieren, die diese Ansicht belegen, oder haben Sie sonst irgendwelche Beweise? Worauf stützen sich Ihre Behauptungen?“

„Es geht nicht darum, die Wahrheit aus Büchern zu kramen. Sicher klingt mancher meiner Sätze heute noch unbewiesen und kühn. Aber ich meine doch, daß sie einem gesunden Wahr-heitsgefühl eher entsprechen als die gegenteilige Meinung. Und eines Tages wird es für sie auch Beweise geben.“

„Nur – werden sich Ihre Gegner so lange gedulden?“

„Ich denke, es ist besser, der Wahrheit zu dienen im Wider-spruch zu der herrschenden Meinung als der herrschenden Meinung im Widerspruch zu der Wahrheit.“

Giordano stand auf.

„Ich bin nicht deshalb ein Gegner der herrschenden Lehre, weil sie eine fertige Lehre und im Besitze der Macht ist, son-dern einzig und allein deshalb, weil sie falsch ist. Die Erde

steht nun einmal nicht im Mittelpunkt unseres Sonnensystems. Aber ich sehe, Sie werden in meine Vorlesung kommen."

„Wir kommen bestimmt.“

„Dann bleibt es bei Dienstag halb acht. Der Hörsaal wird noch bekanntgegeben.“

Giordano bezahlte den Wirt. Er ging mit Gentile.

Unter der Tür, beim Herausgehen, bückten sie sich.

6.

Was sich in Dresden tat, strahlte aus auf das ganze Land. Nachrichten darüber kamen mit böhmischen Schiffern die Elbe hinab, wurden von Kaufleuten ausgestreut, die in Leipzig zur Messe waren, erschienen schließlich als Andeutung zwischen den Zeilen kurfürstlich-sächsischer Kanzleizirkulate.

Und selbst die Gerüchte, die sich um jene Taufe zu bilden begannen, fanden schließlich Gehör.

Der Rat der Stadt Wittenberg ließ in dieser Situation ein Plakat drucken und es anschlagen vor dem Rathaus, an den Stadttoren, vor der Universität. Es gäbe, so hieß es darin, keinerlei Anlaß, aus jüngst aufgetauchten Berichten über Vorkommnisse im Kurfürstentum sowie aus unlängst erfolgten Umbesetzungen in Ämtern der Residenz den Schluß zu ziehen, daß eine Änderung der geltenden Festlegungen in Sachen des Glaubens bevorstünde. Was unter Kurfürst August geschehen sei, hieß es dann, bliebe weiterhin Recht, und jedermann zöge sich den Zorn seiner Obrigkeit zu – der städtischen, der kirchlichen, der Universitätsobrigkeit –, wenn er gegen diese Geschehen polemisiere und gegen die daraus abgeleiteten Regeln anginge. Im übrigen, schloß der Aufruf, hiesse es, weiterhin Ruhe zu wahren, Besonnenheit, umsichtiges Maßhalten. Ein Schiff könne nicht nur durch kräftige Gegenwinde in Bedrängnis geraten, sondern auch durch allzu stürmischen Mitwind. Und dieses träfe auch auf das sächsische Staatsschiff zu.

Wenn es noch eines Anstoßes bedurft hatte zur Entzündung der Geister und Leidenschaften – das Plakat gab diesen Anstoß. Es ließ geheime Verwünschungen laut werden und machte jahrelange Vorsicht vergessen. Wer in den letzten zwölf Jahren insgeheim weiter geglaubt hatte an das, was Melanchthon unter der Darreichung von Hostie und Meßwein verstand – Merkzeichen nur und Abbild für Christi Fleisch und Blut –, faßte neuen Mut, sah die Zeit, da er Hoffnungen verbergen mußte, auch für Wittenberg bald beendet. Alte, liebgewesene Predigt- und Betformeln waren wieder zu hören – daß nicht das Abendmahl die Sünde hinwegnehme, sondern allein der Glaube und aus ihm erwachsene gute Taten, daß Christus in jenen Merkzeichen, in jener Abbildung seines Opfers nicht durch das Brot gegenwärtig sei und nicht durch den Wein, sondern wegen der Menschen, die das Mahl empfangen.

Und da man gleichzeitig hörte, Melanchthons Schwiegersohn, Kaspar Peuker, habe in Dessau, ein paar Stunden die Elbe hinab, als Leibarzt des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt Schutz und Ruhe gefunden, nachdem ihn August zwölf Jahre lang auf der Pleißenburg und in Rochlitz gefangengehalten hatte, schien kein weiteres Zeichen für die Endgültigkeit der sich anbahnenden Änderungen nötig zu sein.

Aber auch die andere Seite schwieg nicht zu dem Plakat. Galten nicht immer noch die verbrieften Lehrsätze der Concordienbücher, des Lutherschen Katechismus, der Bibel schließlich, in der es unzweideutig hieß: Dies ist mein Leib . . .

Einer, der sich bei der Betonung der alten Concordienrechte besonders hervortat, war Polycarp Leiser, Superintendent, Professor für Theologie und Prediger an der Schloßkirche. Er wertete das, was er aus Dresden erfuhr, als untrügliches Zeichen dafür, daß in der Residenz noch nicht alles verloren war, daß es gesunde Kräfte gab, wie er es nannte, Gottesstreiter für Luthers Wort, deren Festigkeit im Glauben allen Anfechtungen der weltlichen Macht standhielt. Und er entschloß sich, den Kampf um die lutherischen Prinzipien des evangelischen Glaubens an dem Platz weiter zu führen, auf den Gott ihn, Polycarp Leiser, gestellt hatte. Den Kampf um die Prinzipien

des Glaubens und um die Fortdauer seiner, Leisers, Superintendentur. Eine vielköpfige Familie hatte er zu ernähren, und so gab es für ihn kein Zögern: Der Angriff war die beste Verteidigung.

Ein Anlaß zur Eröffnung des Kanzelkrieges bot sich ihm bald. Ende September starb Doktor Matthäus Wesenbeck, Professor der Rechtswissenschaften in Wittenberg, aus Antwerpen gebürtig, zeit seines Lebens Anhänger Philipp Melanchthons und somit im Sprachgebrauch Kursachsens Calvinist. Nicht genug damit, daß er als Ausländer vom Eid auf die Concordienformel hatte befreit werden können – jetzt, da er tot war, sollte seine Anhänglichkeit an die Stadt, an das Fürstenhaus und an die Akademie mit einem Begräbnis im Schloßkirchenschiff belohnt werden.

Leiser erbot sich, die Leichenpredigt zu halten. In schlichtem Ornat trat er aus dem Dunkel der Sakristei vor den Altar und verneigte sich. Schritt dann durch die wartende Menge, bis hin zur Kanzel, schwebte die Stufen empor. Sah sich noch einmal um, bevor er segnend die Hände hob:

„Wahrlich, ich sage euch: Laßt euch nicht bange machen von den Verblendern und den Verführern, die das Wort Gottes nach ihrer Art auslegen. Ist doch der teure Verblichene, den wir heute zur letzten Ruhe geleiten, ein Beispiel dafür, wie Gott der Allmächtige all die Irreführten zurückbringt auf den Weg des Heils und der wahren Lehre.“

Leiser sah auf das offene Grab.

Auf die Nachbarschaft welcher Gruft konnte er für Wesenbeck Anspruch erheben? Auf Melanchthons Ruhestätte, wie es nach Lage der Dinge jeder erwarten mußte? Oder konnte er wagen, den Toten unter Luthers Schutz zu stellen und ihn so als seine, Leisers, Bekehrung zu buchen? Er genoß die Unsicherheit seiner Zuhörer.

„Wir alle kennen Doktor Matthäus als Streiter im kalvinistischen Glauben seiner Heimat Antwerpen. Ihm schien er sein Leben verschrieben, an ihm hielt er fest, auch als in Sachsen die Kräfte der wahren Lehre sich wieder durchsetzten. Die kryptokalvinistische Schmach, die dem Lande gedroht hatte, war ein für allemal abgetan – nur Doktor Matthäus durfte ihr

insgeheim und auch offen nachtrauern. Denn unser seliger Kurfürst, der ihn als Mann der Wissenschaften hochschätzte, dazu als erfahrenen Diplomaten bei Verhandlungen mit fremden Fürstenhöfen, schien seinen Starrsinn sogar zu belohnen: er befreite ihn von der Unterschrift, als in Sachsen endlich niemand mehr Dorflehrer, geschweige denn Universitätsprofessor sein konnte, ohne sich zu unserem Buche Concordia zu bekennen und mit ihm zum wahren lutherschen Glauben.“

Durch die bunten Fenster fiel Licht staubfllirrend in den weitläufigen Kirchenraum. Aus dem Halbdunkel zwischen den schrägen Lichtsäulen hob sich unscharf die schmale Gestalt des Redners.

„Als es aber ans Sterben ging und Gott mit einer langen Krankheit die Grenze menschlichen Mutwillens aufzeigte, als es ans Sterben ging, hat auch unser Doktor Matthäus den Irrtum erkannt und der falschen Lehre entsagt. Keine Rechthaberei und kein Starrsinn hat seine letzte Stunde beherrscht, er hatte einzig den einen Wunsch: seinen Seelenfrieden zu stärken mit dem heiligen Abendmahl als dem wahren Leib Christi und dem Blut, das der Heiland vergossen hat für uns Sünder. So ist er dahingegangen als treuer Sohn unseres evangelischen Glaubens in der wahren Lehre lutherschen Heils. Friede sei seiner Seele und Stärke, wenn sie vor Gott tritt.“

Das Gebet, der Gesang, die steinerne Platte – alles lief ab wie bei anderen Leichenfeiern. Rektor und Professoren, Vertreter der Stadt und ein Abgeordneter des Hofes gaben den äußeren Rahmen für einen würdigen Abschluß der Feier. Erst als Talare und Wämser, Schleier und Halskrausen sich durch die Tür drängten – durch die Tür hinaus in den hellen Septembernachmittag –, wurde Unmut laut:

„... maßt er sich an, Gottes Richteramt vorzugreifen ...“

„... ausgerechnet bei der Beerdigung!“

Und überhaupt sei die Zeit des Concordienbuches vorbei ...

Als die Witwe zu ihnen trat, wurden die Eiferer still.

Peter Wesenbeck, Vetter des Toten und von vielen schon als dessen Nachfolger auf dem Katheder gesehen, führte die schwarzgekleidete Frau. Er sah scharf in die fragenden Augen ringsum. Sagte:

„So etwas tut man nicht ungestraft. Niemand von uns hätte Matthäus zum Märtyrer gemacht. Aber nun sei es! Möge der heutige Tag für uns Ausgangspunkt der Besinnung sein.“

Als Leiser mit seinen Getreuen aus dem Portal trat, schlug ihm eisiges Schweigen entgegen. Die Leute verabschiedeten sich, wünschten einander einen guten Nachhauseweg. Da blieb auch ihm nur übrig, zu gehen.

Als er versuchte, seine Leichenrede drucken zu lassen, fand sich keiner der sechs Buchdrucker in Wittenberg dazu bereit. Peter Wesenbeck schien recht zu behalten: der Tod seines Veters wurde der Ausgangspunkt einer neuen Sammlung der als Calvinisten verketzerten Anhänger Melanchthons in Wittenberg, nicht nur an der Universität.

Als Leiser die Rede schließlich – wer weiß wo gedruckt – in der Stadt zu verbreiten suchte, wurde ihm dies untersagt: Es fehle, hieß es, die Genehmigung der Zensur, und ohne diese dürfte kein Buch einer Lehramtsperson verkauft werden . . .

Er kämpfte mit einem Gegner, der sich nicht fassen ließ.

Zwar galt als oberster Zensor der Rektor, aber Weiße hatte, wie sich herausstellte, bei seinem Amtsantritt zu Ostern diese Aufgabe weitergegeben. Um zu erfahren, an wen, bedurfte es neuer Anfragen, mußte Leiser warten und sich neuer Lächerlichkeit aussetzen.

Schließlich hob sich ein Schatten aus der Gesichtslosigkeit: im Auftrag des Rektors nahm angeblich Major die Zensurbelange wahr. Ausgerechnet Johannes Major . . .

Ob es dem Rektor tatsächlich darum gegangen war, den zur Veröffentlichung vorgesehenen Texten letzten grammatischen Schliff zu geben – Major war Professor der Poeterei –, oder ob er sich nur von aufwendigen Nebenarbeiten hatte befreien wollen, um ungestört seinen Studien zur Geschichte des Bergbaus in Sachsen nachgehen zu können, hätte niemand mehr sagen können. Jedenfalls erwies sich die Übergabe des Zensoramtes als kluger Schachzug: nicht nur, um dem Hof zu gefallen – früh zwar, aber nicht mehr verfrüht –, hatte Magnifizienz Weiße nach dem Tode von Kurfürst August die Zeichen der Zeit verstanden. Major hatte schließlich zur gleichen Zeit

wie Melanchthons Schwiegersohn Peuker zwei Jahre auf der Festung Rochlitz gesessen – wegen Falschmünzerei, falschen Siegels und Meineid, wie es offiziell hieß. Aber die Gerüchte waren nie ganz verstummt, daß ihn Leiser dorthin gebracht hatte wegen eines Spottgedichts auf die Eifrigkeit einiger Concordienapostel . . .

Als es jetzt soweit war, daß Leiser seinen Druck von Major zensiert haben wollte, bekam er ihn mit einem Papier zurück, auf dem nur ein Wort stand: Niemals!

Zwar gab er sich damit nicht zufrieden, drohte lautstark, die Angelegenheit nach Dresden zu melden, damit man bei Hofe erführe, was in Wittenberg vor sich ging. Nur – was hatte er denn in der Hand? Einen Zettel. Keinen Namen, keine Unterschrift, nichts. Trotzdem ließ er durch einen Vertrauten Miro von der Sache wissen.

Wenn schon der Landesvater seine Pflichten nicht ernst genug nahm – vielleicht hatte Fürstin Sophie Interesse für diesen . . . für diesen Skandal. Als das Echo jedoch auf sich warten ließ, wurde selbst Polycarp Leiser still.

Inzwischen hatte der Herbst auch in Wittenberg Einzug gehalten mit Nebel früh, abends und schließlich bis in den Tag hinein, der von der Elbe her in die Stadt zog und auf den Dächern lastete wie auf den Türmen der Stadtmauer.

Frau Elisabeth Leiser gebar einen Sohn, ihren dritten neben vier Töchtern. Leiser taufte ihn Polycarp Lukas Matthäus, und er hatte nichts dagegen einzuwenden, wenn in seiner Umgebung geflüstert wurde, vieldeutig und hinter schlecht vorgehaltener Hand: zwei Evangelistennamen auf einmal? Es wird der selige Matthäus Wesenbeck sein, für dessen Erleuchtung er Gott preisen will . . .

Peter Wesenbeck begann seine Vorlesungen auf dem Katheder des Veters mit einer Lektion über göttliches Recht. Er sparte darin nicht mit Vorwürfen an die Adresse der Diener des Bösen, die ständig Gottes Wort lästern, seinen gütigen Ratschluß besudeln. Und er ließ keinen Zweifel daran, daß er Polycarp Leiser hinzuzählte zu jenen Dienern.

Eines Tages war plötzlich Johannes Major verschwunden. Es hieß, Hofprediger Miro habe ihn nach Dresden zitiert.

War es die Abwesenheit des gestrengen Major oder hatte Giordano ganz einfach mehr Glück, als es Leiser gehabt hatte: er erhielt vom Rektor sofort die Genehmigung zum Druck eines Büchleins, das einhundertzwanzig von ihm in Paris vertretene Thesen enthielt: Behauptungen des Nolaners, die Natur und die Welt betreffend.

Gewiß, er erzählte seinen Studiosi in der Vorlesung schon allerhand, was sie zum eigenen Denken anzuregen vermochte. Aber sah er genau hin, so merkte er, daß sie ihn vor allem als Aristoteles-Kritiker einstuften, der ihnen wenig Eigenes zu sagen hatte. Und manchmal dachte er selbst darüber nach, ob es nicht überhaupt sein Los war, für und gegen die Ansichten anderer aufzutreten und dabei seine eigenen Überlegungen hintanzustellen. Er sah sich als Trommler für Kopernikus, der gegen Aristoteles und Ptolemäus in eine blutige Schlacht zog, und niemand hörte unter seinem Getrommel, daß er dabei auch ein eigenes Lied pff.

Aber selbst wenn es wirklich so wäre, sagte er sich, sei das noch immer kein Grund, an der Trommelei zu verzweifeln. Wenn es doch nur einen Sinn hätte, weiterzutrommeln... Er liebte den Angriff und hatte bisher doch immer ausweichen müssen.

Gedankenvoll strich er über die Seiten, die zum Druck vorbereitet waren. In Paris hatte er sie diskutieren wollen, und hier erst kam er dazu, sie zu veröffentlichen.

War ihr Schicksal nicht seinem eigenen ähnlich? Er hatte an ihnen gefeilt und sie dann hinausgeschrien und hatte doch weiterziehen müssen, um so etwas eines Tages drucken lassen zu können.

Die Bewegung wird schlecht definiert als Verwirklichung des nur der Möglichkeit nach Existenten. Besser begreift man sie als Veränderung, Ungleichförmigkeit, als Nichtsoseiendes.

Das war starkes Trommeln, natürlich, aber doch nur als Begleitmusik für sein eigenes Liedchen. Man brauchte nicht einmal besonders scharf hinzuhören, um das zu merken. Oder das hier. Das All ist ein unendlicher Raum, den wir ruhig als Leere bezeichnen dürfen und in dem unzählige Weltkugeln schweben gleich der, auf der wir selbst leben. Unendlich ist dieser Raum,

weil es keinen Sinn und keine Möglichkeit gibt, ihn als begrenzt anzusehen. Denn im All gibt es weder Mitte noch Umkreis, vielmehr ist – wenn man so will – überall die Mitte, und jeder Punkt kann als Punkt eines Umkreises gelten in bezug auf einen anderen als Mittelpunkt. So ist die Erde im Verhältnis zum All nicht mehr und nicht weniger Mittelpunkt als jeder andere Weltkörper auch . . .

Hier müßte das Pfeifen doch wohl schon deutlich aus dem Trommeln heraushörbar sein. Und als er weiterlas, wurde er vollends zufrieden: Die Natur kann nicht irren. Sie wirkt niemals blindlings und zufällig. Alle Ursachen unterliegen vielmehr gleichmäßig der Notwendigkeit und der Naturgesetzlichkeit. Es ist daher kindisch zu behaupten, der Umkreis der Welt sei der Sitz des ersten Bewegers. Zwar sind die einzelnen Teile der Welt nicht von ewig her und sind somit vergänglich. Das All aber ist unerschaffen und unvergänglich . . .

Die Schwarzröcke an der Sorbonne hatten das Kind in der Wiege zu würgen gesucht. Aber es zu ersticken, war ihnen nicht gelungen. Ohne Bitterkeit dachte Giordano an die gehässigen Worte, die er dort hatte einstecken müssen.

Dafß er die Thesen jetzt drucken lassen konnte, stimmte ihn nachsichtig gegen all seine Feinde. Denn es ließ ihn auch an die Freunde denken, die er immer und überall gehabt hatte und die ihm auch die Flucht aus Paris ermöglichen halfen, als der Sud der Gehässigkeit übergekocht war.

Hier hatte er schnell neue Freunde gefunden. Natürlich waren es glückliche Umstände gewesen, die ihm ein Wiedersehen mit Alberico beschert hatten, aber auch unter den Scholaren gab es einige, mit denen er vertrauten Umgang hatte. Da war Simon Hempel, das Schmalgesicht mit der scharf gebogenen Nase. Nach der Antrittsvorlesung hatte er Bruno keine Frage erspart. Sie hatten in jener Kneipe gesessen und die ausgefallene Diskussion nachgeholt. Auch wenn er jetzt mit Giordano sprach, schien der Funke aus Hempels Augen überzuspringen in seine Worte. Und ob es der Tisch war, an dem sie gerade saßen, oder ein Baum oder ob sie die Lehren der Theologen besprachen, alles wurde diesem jungen Mann zum Prüfstein der Wahrheit.

Hempel war noch nicht lange Student und wußte auch nicht, wie lange er es bleiben würde. Von seinen Angehörigen in Saalfeld konnte er kein Geld erwarten und sich demzufolge auch keinen Präzeptor leisten – einen Erzieher, Vormund und Wirt, wie ihn die Universitätsordnung für jeden Studenten anstrebte. Er lebte im Augusteum vom Freitisch und den paar Gulden, die er als Stipendiat erhielt.

Für Simon Hempel war der Magister domus nicht jener freundliche, zuvorkommende Mann, als den Giordano ihn kennengelernt hatte, sondern ein staatlich beamteter Geizhals, der die ihm anvertrauten, schon spärlich genug bemessenen Mittel noch knapper auszugeben versuchte, als es von ihm verlangt wurde. Hempel wußte vom Alltag im Augusteum so manche Geschichte von Streit und Zank um kleine Annehmlichkeiten zu berichten, oft auch nur um die tägliche Mittagsmahlzeit. Aber die Alltagsorgen ließen Hempel nicht die Freude an seinem Leben vergessen. Schließlich waren auch Himmelsbeobachtungen auf dem Stadtwall sein Alltag und die Vorlesungsstunden bei Doktor Bruno, in denen er zu träumen gelernt hatte. Und diesen Alltag hätte er um nichts in der Welt missen wollen. Er besaß selbst einen Kreis interessierter Freunde, die sich dem Studium des Sichtbaren und des Unsichtbaren am Himmel – wie sie es nannten – verschrieben hatten.

Als Hempel davon hörte, daß Bruno den Kern seiner Vorlesung als Buch herausbringen wollte, fand er für ihn in kürzester Zeit einen Drucker, der die Sache schnell, gut und billig abzumachen versprach. Simon führte Doktor Bruno in die Werkstatt des Meisters Wendt.

Der Mann – gebückt, kurzsichtig, wieselflink – sah die beiden mit wachen Augen an, als sie ihm das Manuskript vorlegten. Er blätterte kurz darin und gab es Giordano zurück, nachdem er den Zensurvermerk gefunden hatte.

„Das geht in Ordnung“, sagte er, „aber Sie sollten ein wirksames Widmungsschreiben davorsetzen. Dem Senat dieser wohlloblichen Akademie zugeeignet oder etwas Ähnliches. Das zahlt sich immer aus.“

Giordano gab dem Alten vorab ein Handgeld, das dieser, ohne hinzusehen und ohne Dankeschön, einstrich.

Simon Hempel achtete darauf, daß in der Widmung, die sie gemeinsam aufsetzten, keiner der etablierten Gelehrten vergessen wurde: Müller nicht, Leiser nicht, Major nicht und vor allem der Rektor nicht. Jeder mußte gewürdigt werden, jeder sollte die stolzen Worte auf sich beziehen können, von denen die Zueignung überfloß.

Diese erste Veröffentlichung brachte Giordano Bruno die akademische Anerkennung, auf die er bei seiner Antrittsvorlesung vergeblich gehofft hatte. Aber sie bescherte ihm auch einen Besucher, auf den er – um sich weiterhin aus dem Kampf der Parteien herauszuhalten – lieber verzichtet hätte. Es kam zu Giordano kein anderer als Polycarp Leiser.

Er tat verbindlich in seinem Pfaffenrock, fragte, wie man sich einlebe, lobte den Wein. Kam dann auf das zu sprechen, was ihm am Herzen lag.

„Ich habe mich schon gefragt, Herr Kollege, ob Sie wohl in unserem Wittenberg seßhaft werden könnten. Die Universität, die uns allen am Herzen liegt, braucht eine Stärkung. Sehen Sie . . .“

Bruno schloß die Augen. Fast so etwas wie eine gesicherte Zukunft sah er vor sich: eine gutbesuchte Vorlesung, eine von allen geachtete Lehrtätigkeit, eines Tages die Professur. Es war, als brauchte er nur die Hand danach auszustrecken.

Was aber würde dieser Mensch dafür von ihm verlangen? Gentile, dem er bedenkenlos traute, hatte ihn eindringlich vor Leiser und dessen Intrigen gewarnt. Und er hatte gewiß nicht übertrieben, obwohl sie Parteigänger der gleichen lutherschen Richtung waren. Denn daß Leiser etwas ganz Bestimmtes mit seiner Visite bezweckte, war offensichtlich. Was aber, was eigentlich wollte er?

„Sie brauchen nur meinen Freunden und mir zu vertrauen. Schließlich verfügen wir nicht umsonst in Wittenberg und in Dresden über genügend Einfluß, über Beziehungen, wenn Sie so wollen.“

Leiser lächelte breit und selbstgefällig, und Bruno lächelte höflich zurück. Er hatte gelernt zuzuhören. Obwohl er mit seinen Gedanken abwesend war, bewahrte er doch den Schein äußerer Aufmerksamkeit und war auch mit einem Ohr so weit

bei der Sache, daß ihn jede Bemerkung von Wichtigkeit sofort alarmiert hätte.

Wie kam dieser gerissene Mann gerade auf ihn, den hergelaufenen Philosophen, den Aristoteleskritiker? „Gottesfurcht . . . Umsicht und Weitblick . . . Reinheit der Lehre . . . Sakramentslästerung . . .“, das half alles nicht weiter, damit war noch nichts anzufangen. Wie kam er gerade auf ihn? „ . . . zum Ruhm Gottes . . . auf Sie zu zählen . . . Wo wir solch kerngesunde Gedanken von Ihnen gehört haben.“

Das also war der Pferdefuß. Seine kerngesunden Gedanken hatten gefallen, sie rechtfertigten die kühnsten Hoffnungen dieses Herrn und seiner Gesinnungsfreunde. Sie wurden gebraucht. Also blieb nur noch zu klären, um welche Gedanken es sich dabei wohl handelte.

„Ich gehe doch sicher recht in der Annahme, daß Ihnen meine Darlegung des kopernikanischen Weltbildes und die Erweiterung, die ich ihm in meiner Vorlesung gegeben habe, neu und begrüßenswert scheint?“

„Das auch, selbstverständlich“, wich Leiser aus, „aber viel mehr noch haben jene Bemerkungen von der Allgegenwart Gottes in ihrer Antrittsvorlesung mein Interesse und das meiner Freunde erregt. Sie erinnern sich?“

Forschend sah er Bruno an.

Giordano entsann sich. Er hatte gesagt, Gott sei nicht irgendwo, wo ihn niemand zu sehen imstande sei, er sei vielmehr in uns, so wie in jedem Teil seiner Schöpfung. Und er hatte es so gemeint, wie er es gesagt hatte: als Glaubensbekenntnis eines suchenden Forschergeistes, der sich abgrenzen wollte gegen frömmelnde Pfaffen aller Schattierungen.

Und jetzt sollte ausgerechnet dies ihm schwarzberockte Mitstreiter einbringen, luthersche diesmal?

Hier war Vorsicht geboten. Er durfte sich nicht zu weit vorwagen. Zurückhaltend nickte Giordano.

„Sie erinnern sich also“, schnellte Leiser freudig in seinem Sessel vor.

„Es wird Sie nicht überraschen zu hören, daß die luthersche Glaubenslehre gewillt ist, dem alten Prinzip der Ubiquität, der Existenz Gottes in all seinen Geschöpfen, ja in allen Gegen-

ständen und Lebewesen, die er geschaffen hat, wieder Geltung und Ansehen zu verschaffen. Es wird Sie sicher nicht nur nicht überraschen, sondern es wird Sie freuen und zum Mitstreiten anregen.“

Jetzt war es heraus. Bruno lächelte unverbindlich beflissen. Wie sollte er diesem Leiser nur beibringen, daß seine Gedanken von Gott in der Natur und die Ubiquität sich zueinander verhielten wie eine Flasche voll Wein zu einer Flasche Essig!

Sollte er es ihm überhaupt beibringen? Und vor allem: mußte es hier und gleich jetzt sein? Die Wahrheit lief ihm nicht weg. Aber der Traum wäre sofort zerronnen. Eine geruh-same Lehrtätigkeit . . . Er sollte diesen Mann ein paar Tage hinhalten.

„Bedenkzeit? Aber ich bitte Sie, selbstverständlich. Ich verstehe, daß so ein Entschluß überdacht sein will, überdacht auch beim besten Willen. Schließlich bekommt man solch offener-ziges Angebot nicht alle Tage, nicht wahr?“

So trennten sie sich, ohne etwas vereinbart zu haben. Aber der Haken blieb ausgelegt.

Am Abend war Bruno bei Alberico Gentile.

„Leiser versucht, mich zu ködern. Er winkt mit dem Profes-sorenamt, will mich an Wittenberg binden.“

„Er kann dir heute das Blaue vom Himmel versprechen – nur, ob er es noch herunterzuholen imstande ist, werden wir alle erst wissen, wenn Major aus Dresden zurück ist.“

7.

Das Schiff trieb mit der Strömung langsam die Elbe hinab; da die Segel gerefft waren, warf es keine Wellen ans Ufer.

Im fahlen Licht des milden Wintermorgens sahen die Warenballen auf der Ladefläche aus wie Bäuche schlafender Riesen.

An einen der fest verschnürten Stapel gelehnt stand Johann Major und sah hinüber auf das zurückgleitende Wiesenufer.

Er schlug den breiten Kragen seines Mantels hoch. Aber noch immer fröstelte ihn. Er hätte sich auf diese winterliche Flußreise doch nicht einlassen sollen. Auch in zwei Tagen wäre er noch zurechtgekommen, mit den Rollwagen, die zum Markt nach Wittenberg fuhren. Seine Frau würde ihn dort nicht eher zurückerwarten.

Major fühlte Wärme aufkommen bei dem Gedanken an ihre kleine anschmiegsame Gestalt. Sie würde beruhigt sein, ihn wiederzusehen. Er dachte daran, wie verzweifelt sie ihm beim Abschied nachgewinkt hatte.

Natürlich – niemand hätte einen so gücklichen Ausgang der Reise voraussehen können, nicht einmal Major selbst. Dazu war die Aufforderung zu knapp und zu undurchsichtig gewesen: den kurfürstlichen Hofprediger Miro unverzüglich zu einem Gespräch aufzusuchen.

Er war ohne Illusionen nach Dresden gereist, dabei aber doch nicht so hoffnungslos wie vor zehn Jahren, als er sich auf den gleichen Weg hatte machen müssen und nachher auf der Festung Rochlitz gelandet war . . .

Major sah auf das graue Wasser ringsum, mit dem das Lastschiff zu Tal trieb und das allerlei Wirbel und Strudellöcher entstehen und sie spielerisch wieder verschwinden ließ.

Anfangs war Miro streng gewesen, hatte den hohen Kirchenbeamten herauszukehren versucht, hatte kräftig mit alten Bestimmungen gedroht und Major sogar an die Festung Rochlitz erinnert. Aber er hatte nichts erreicht damit: auch Major war ein anderer Mensch geworden inzwischen, hatte Starrsinn und Gradrechtlerum, wie er es nannte, für immer abgelegt und sich fest vorgenommen, nie wieder für ein geflügeltes Wort auf Jahre im Loch zu verschwinden.

Es war gewiß nicht seines Amtes, sich in diese Querelen einzuschalten, die dort in Dresden ausgefochten wurden und die ihm unüberschaubar geblieben waren.

Also hatte er Miro zunächst das Lied vom mißbrauchten Künstlertum vorgesungen, vom Schuldigsein ohne eigene Schuld, von jenem tiefen Mißbehagen, mit dem er das Amt des Zensors in des Rektors Auftrag versah. Und obwohl er

sich eines abschlägig beschiedenen Antrags auf Druck einer Leichenrede beim besten Willen nicht hatte erinnern können, war er bereitwillig darauf eingegangen, in Zukunft . . .

Miro hatte seinen Beteuerungen bald Glauben geschenkt, war gutmütig geworden und hatte ihm nach jener entscheidenden Aussprache auf die Schulter geklopft und gesagt: „Ein Poet muß mit jedem Wort und mit jeder seiner Handlungen Gottes Allmacht preisen. Und wenn die weltliche Obrigkeit ihre eigene göttliche Sendung vergißt, hat er sie daran zu erinnern.“

Major lachte kurz auf. Er sah die Enttäuschung voraus, die seine Rückkehr Leiser bereiten würde.

Traum und Rauch vergehn im Wind . . .

Er würde ein Gedicht darauf machen und sich die Seele endgültig befreien.

Der Schiffer trat neben ihn, sagte, daß es nun nicht mehr weit sei bis Wittenberg und daß die Elbe wohl bald Hochwasser führen würde, wenn der Winter nicht Ernst machte dieses Jahr.

Majors Blick ging vom Flußufer über die Wiesen dahinter, bis hin zum Horizont. Er sah den Tag wachsen und wünschte sich, bald in der Stadt zu sein. In ihm war Freude über die glückliche Heimkehr, und er begann seine Gedanken zu ordnen.

Wenn der Nebel sich hebt und sich die Umrisse sammeln, wenn das Licht über dem Wasser emporschwebt, dann sind die Erinnerungen meist freundlicher als die vom Abend zuvor. Ist die Ungewißheit des Abendrots erst vergessen, bleibt nichts von der Furcht, die Nacht sei vielleicht nur ein Aufschub, sagte er sich.

In drei Monaten war Ostern, und zu Ostern würde ein neuer Rektor gewählt werden wie jedes Jahr. Major dachte daran, daß er bei dieser Gelegenheit den Zensorposten würde abgeben können.

Er rieb sich die Hände und schlug die Arme von vorn um den Leib, aber ihm wurde nicht warm dabei.

Als sie endlich in Wittenberg anlegten, war es Mittag. Major trug sein Bündel nach Hause, umarmte kurz Frau und

Kinder und war dann sofort wieder unterwegs. Rektor Weiße, Peter Wesenbeck, Müller – alle hatten ein Recht darauf, über Verlauf und Ausgang seiner unerwarteten Vorladung unterrichtet zu werden.

Er trat bei Weiße mit einem Lächeln ein, breitete seine Arme aus, sagte, daß er gottlob schon wieder zurück und daß alles nur halb so furchterregend gewesen sei. Schließlich sei Miro ein umgänglicher Mann, mächtig zwar, aber nicht mehr allmächtig wie zu Lebzeiten des alten Kurfürsten. Er erzählte von dem Spaß, den er daran gehabt hätte, den Pfaffen zu über-tölpeln, und von dem scheinbar blendenden Einverständnis, in dem sie geschieden seien.

Er steigerte die Farbigkeit seines Berichtes mit der Anzahl der Zuhörer, die sich in die kleine Kanzlei drängten. Von den bangen Minuten während des ersten Gesprächs mit Miro erzählte er nicht. Erst als das, was er sagte, ihn im richtigen Lichte erscheinen ließ – als den Besieger des Löwen in dessen eigener Höhle –, gab er sich mit dem Gesagten zufrieden.

Er fand Nicken und begeisterte Zustimmung, als er schloß: „Und daß ich stehenden Fußes aus Dresden fort wollte und auf dem erstbesten Elbkahn nach Wittenberg mitfuhr, könnt ihr euch denken!“

Alle, die gekommen waren, ihm die Hand zu schütteln, lud er für den Abend in seine Wohnung ein, zu einem Umtrunk.

Hier wurde das Abenteuer noch einmal Satz für Satz aufgekocht, wurden der Sieg und der Held gebührend gefeiert. Und doch gab es in Majors Bericht einen Punkt, der seine Zuhörer aufhorchen ließ: die Rolle der Kurfürstin bei der Geschichte.

„Wen man auch nach ihr fragt in Dresden – jeder zuckt nur die Schultern und sagt: schließlich ist sie eine Brandenburgerin. Aber das erklärt sicher nicht alles. Mir scheint, Concordia ist ihr gerade gut genug, die Union zwischen Sachsen und der kalvinistischen Pfalz unter allen Umständen abzuwenden.“

Major holte tief Luft, sah sich um in der Runde.

„Und was das Schlimmste ist – sie hat Erfolg bei den adeligen Landständen und beim Hofadel. Viele halten Krell zu sehr für einen Emporkömmling und trauen ihm nicht über den Weg.“

Wesenbeck hielt gedankenverloren sein Kinn.

Concordia – wieviel gab es dazu zu sagen . . . Glaubenseintracht!

Unter diesem Zeichen hatte August vor einem Jahrzehnt den Streit zwischen Lutheranhängern und Melancthonleuten im sächsischen Kurfürstentum beendet. Eine Einträchtigkeit, die die Zwietracht nur dadurch überwand, daß sie die Verbreitung aller anderen Tendenzen und Lehrmeinungen streng verbot. Eine Handvoll Konzilväter hatte festschreiben müssen, was sechzig Jahre nach der lutherschen Reformation als Glaubensartikel Gültigkeit haben sollte.

Jeder von denen, die hier versammelt waren, hatte seine eigenen schlimmen Erfahrungen machen müssen mit dieser aufgezwungenen Eintracht . . .

Aber Concordia hatte auch ein zweites Gesicht gehabt, nicht minder unglücklich und düster als jenes, das sie nach Sachsen hinein den Pfarrern, Staatsbediensteten, Universitätsprofessoren vorwies. Das war das Gesicht, welches sie den anderen Ländern des Reiches zeigte. Wer der Eintracht nicht zustimme, wolle, so hatte es unter August geheißt, den Streit. Und den könne er haben. So war die Pfalz bald ein schlimmerer Feind gewesen als das erkatholische Kaiserhaus. Und Brandenburg hatte darauf gesehen, daß dies auch nach Augusts Tod noch so bleiben würde. Denn Sophie war eine sehr umsichtige Sachwalterin dieser Bestrebung.

Nun also hörte man, sie habe auf dem Lande, draußen in Sachsen, ebenso wie am Hofe Erfolg beim Adel. Und Krell, Krell hatte als Bürgersmann, der er war, Schwierigkeiten, sich durchzusetzen.

Würde Christian Atem genug haben, seinen Kanzler gegen Hofintrigen und vielleicht sogar gegen Anzettlungen im Lande zu schützen? Oder würde er eines Tages seinen Erzieher Erzieher sein lassen, den er nun nicht mehr brauchte? Eine unabsehbare Vielfalt von Fragen tat sich vor Wesenbeck auf.

„Und wie reagiert die Kaufmannschaft?“ Das war alles, was er im Augenblick auszusprechen vermochte.

Da die anderen schwiegen, gab er selbst die Antwort: „Sie werden keine Notiz nehmen von dem, was um sie herum pas-

siert, diese Pfeffersäcke. Jedenfalls nicht, solange sie ihre Geschäfte machen." Er sah sich um und setzte hinzu: „Es sei denn, sie wittern ein noch besseres Geschäft!“

Da hob Müller entschlossen den Kopf. Leise begann er zu sprechen, aber seine Worte klangen eindringlich und waren für jeden verständlich:

„Ja, die Kaufleute sind noch unentschlossen. Und sie werden es – glauben Sie mir – auch bleiben, bis sie schließlich einsehen, daß ihnen mehr Weltoffenheit auch mehr Handel verspricht.“

„Das alles ist doch für unsere Alma mater von durchaus untergeordneter Wichtigkeit. Ist sie nicht ein autonomer Körper mit ausdrücklichen Privilegien des Kurfürsten?“

Magnifizen, der sich unwohl fühlte, seit dieses zunächst so harmlose Treffen einen fast verschwörerischen Charakter anzunehmen begann, fand keine Gegenliebe mit seiner Feststellung, die zu sehr in den Wolken lag. Selbst Valentin Espich, den sie den „übergetreuen Valentin“ nannten, weil er sein Mäntelchen immer erst dann in den Wind hängte, wenn dieser schon einige Zeit aus einer neuen Richtung blies, selbst Valentin Espich sagte: „Wir sollten die Zeichen der Zeit richtig zu deuten verstehen, auch im Interesse der Universität. Concordia ist in praxi längst tot. Es kommt jetzt darauf an, ihr auch de jure den Todesstoß zu versetzen. Im übrigen halte ich eine abwartende Haltung der Zünfte noch nicht für katastrophal.“

Espich hatte Glaubensbekenntnis und Weltanschauung schon so oft gewechselt wie seinen Beruf: in der Theologie ausgebildet, war er zunächst Professor für alte Sprachen geworden, dann Physiker und lehrte jetzt an der medizinischen Fakultät. Ein guter Gelehrter muß alles können, so hieß sein Wahlspruch, den er immer und überall seinen Reden voranstellte.

Daß Espich in diesem Kreise saß, hatte er zunächst nur seiner Freundschaft zu Major zu danken, aber da er einmal mit dazugehörte, war er gewillt, auch von vornherein mit zu denen gerechnet zu werden, die dem Neuen, das sich da sichtlich anbahnte, vom ersten Moment an den Weg bereitet hatten.

War es nicht seine Pflicht, zu sehen, wo er bleiben konnte mit seiner vielköpfigen Familie in dieser bewegten Zeit?

Schließlich mußte man leben! Die Krämer und Handwerker hatten es leicht, ihrer Gesinnung treu zu bleiben. Wer einen gutgehenden Handel besaß oder als Meister zu Anerkennung gelangt war, würde noch immer genug Pölsterchen haben, um durchzukommen.

Espich sah sich um.

Müller, der Rektor, Wesenbeck. Jeden von ihnen schätzte er, und jedem glaubte er die Ernsthaftigkeit seiner Einstellung. Und doch . . . Jeder hatte ihm, Espich, etwas voraus, falls es wieder einmal andersherum kommen sollte. Müller und Wesenbeck konnten in ihre Heimatstädte zurückgehen. Und Weiße würde immer zu leben haben von seinen Büchern zur Geschichte des Bergbaus. Er aber . . . er würde immer auf Wittenberg angewiesen sein, auf die Hochschule.

Die Gläser leerten sich, und die Gesprächspausen wurden länger. Schließlich mahnte Weiße zum Aufbruch.

Vor der Tür stehend, hörte Major die Stimmen ins Dunkel davongehen. Er trat zurück in sein Haus, löschte das Licht und stieg hinauf in die Kammer.

8.

Auch in Dresden hatte das Verhör des Professors aus Wittenberg durch den eigenmächtigen Hofprediger noch ein Nachspiel. Kanzler Krell, der durch Zufall davon erfuhr, bat den Kurfürsten sofort um eine Audienz. Er stürzte zu ihm, in seiner Hausjacke, so, wie die Nachricht ihn überrascht hatte.

Christian erwartete ihn vor dem prächtigen Mittelfenster des Festsaaes. Er drehte sich um, als der Kanzler gemeldet wurde. Als er ihn eintreten sah, verzog er unwillig sein Gesicht.

„Mein väterlicher Freund, was muß ich sehen? Sie scheinen die Pflichten nicht ernst zu nehmen, die nun einmal mit dem Amt meines ersten Ratgebers unlöslich verbunden sind.“

Er zeigte auf den nicht zugeknöpften, verschossenen Rock,

in dem Krell vor ihn zu treten gewagt hatte. Mit einem energischen Kopfschütteln hieß er ihn schweigen, als Krell zu einer Erklärung ansetzte.

„Ich lasse keinerlei Einwände gelten. Bei einer Audienz haben Sie ordentlich angezogen zu sein – genau wie Ihr Fürst, wenn er Sie empfängt.“

Mit einer selbstgefälligen Handbewegung fuhr Christian an seinem eigenen tadellosen Aufzug hinunter – einem roten Samtkostüm, dessen Knopflöcher in Goldborte gefaßt waren. Er gönnte der Kurfürstin diesen Triumph nicht, recht zu behalten mit ihrem Wort von dem schmierigen Bürgerrock seines Kanzlers.

„Ich erinnere mich eines Hofmeisters Krell, der dem Kronprinzen dieses Landes einmal gesagt hat, vor allem das Äußere mache den inneren Menschen aus. Ich will nicht hoffen, daß Ihr Inneres auch in solch einer Unordnung ist.“

Jetzt fand Krell Gelegenheit, sich mit leisen Worten aus einer Verbeugung hervor zu entschuldigen.

Christian sah langsam zu ihm auf, nickte huldvoll.

„Ich entschuldige. Aber ich lege Wert darauf, daß Sie und all meine engsten Ratgeber in Zukunft mehr auf die äußere Form achten, gerade bei Hofe. Wenn ich aus Dresden eine Hauptstadt zu machen gewillt bin, die sich vor Heidelberg, Prag und Paris nicht zu verstecken braucht, darf ich doch wohl auch von meinem Kanzler verlangen, daß er mich zur Audienz nicht in so einer . . .“, er schnippte, nach Worten suchend, mit den Fingern der linken Hand durch die Luft, „. . . in so einer Schifferjoppe aufsucht.“

Beinahe wäre der schmierige Bürgerrock ihm doch noch herausgerutscht. Christian trat ans Fenster zurück und winkte Krell, ihm zu folgen.

„Sehen Sie dort die Wiesen am anderen Elbufer? Nach meinem Willen ist dort ein Springbrunnen zu errichten, den Blick in der Trostlosigkeit der Uferlinie zu halten vermag. Meine Baukünstler sollen auch mal etwas anderes hinstellen als immer nur Brücken und Häuser oder bestenfalls Festungen.“

Obwohl Krell äußerlich ruhig blieb, verletzte ihn dieser

Seitenhieb seines Fürsten. Seit Christian zu festlichen Ausritten sein Gefolge um so viele Reiter und Ehrendamen vergrößert hatte, daß es fast zehn Minuten in Anspruch nahm, den ganzen Zirkus Revue passieren zu lassen, war der Betrag für die Schatulle des Haushofmeisters schon dreimal verdoppelt worden. Und immer noch hatte der Fürst neue übergeschnappte Ideen. Und von dem, was wirklich notwendig war, sprach er verächtlich.

Deshalb entgegnete Krell: „Vergessen Sie nicht, Durchlaucht, daß Brücken in einem bergigen Land wie dem unseren von größter Wichtigkeit sind.“

Christian winkte ab, ungeduldig: „Ich weiß, ich weiß. Sie haben sicherlich eine Menge Vorhaltungen für mich aufgespart. Sind es noch immer die Vorhaltungen eines Lehrers für seinen ungehorsamen Schüler? Oder ist auch ein Fürst seinem Kanzler noch zu Gehorsam verpflichtet? So weit sollten wir doch nicht gehen, mein lieber Krell!“

Sein mitleidiges Lächeln fiel etwas müde aus. Aber als er weitersprach, wurde er wieder lebhaft:

„Sicherlich: Das Gestüt . . ., der Plan für das Jagdschloß, der Pomp meines Prunkgefolges – natürlich kostet das alles Geld. Aber wissen Sie, Krell – solange mir meine Silberminen noch genug Gewinn abwerfen, denke ich nicht daran, mir aus Geldrücksicht meine Späße verderben zu lassen. Auch Dresden wird bald eine Stadt sein, in der es sich leben läßt. Und Ihre Brücken haben Sie von mir bisher auch noch immer bewilligt bekommen.“

Krell knöpfte den Rock zu, verbeugte sich.

Christian legte die Hände auf dem Rücken übereinander, reckte sich. „Und nun sagen Sie schon, weswegen Sie zu mir gekommen sind!“

Christian sah Krell an, sah ihm ins Gesicht und dann auf den Rock hinunter, aber er ließ das Wort von der Schifferjoppe diesmal unausgesprochen.

Wieviel er diesem Manne verdankte . . . Seine Erziehung, sein Wissen, einen wichtigen Teil seines Wesens. Und doch durften gewisse Gesichtspunkte nicht vergessen werden, jetzt, da sein Gottesgnadentum seinen Weg vorzeichnete, jeden

Schritt seines Weges. Wenn der Mentor das doch endlich begreifen würde . . .

„Wir hatten vereinbart“, hörte er den Kanzler beginnen, „in Sachen der Religion ernsthaft und leidenschaftslos an die Dinge heranzugehen. Wir wollten uns gegenseitig in allem behilflich sein, was einer Abkehr von starren, veralteten Formen dienlich sein könnte. Sie wissen, daß Sachsen nicht hinter der Entwicklung des Weltgeschehens zurückbleiben darf, und dies fordert nun einmal Nachsicht in Glaubensfragen.“

Der Kurfürst nickte.

„Nachsicht, ich weiß. Wie oft haben Sie mir das erklärt.“

Krell lächelte. Seine jahrelangen Bemühungen waren also doch nicht umsonst gewesen. Seit August ihn zum Erzieher des Thronfolgers benannt und nach Dresden berufen hatte, war es sein Bemühen gewesen, Christian als toleranten Monarchen die Regierung übernehmen zu lassen. Jetzt, ein Jahr nach Augusts Tod, schienen die Früchte dieses Bemühens ihm greifbar nahe. Und doch war Krell weit davon entfernt, sich mit dem Erreichten zufriedenzugeben. Die Toleranz war kein Selbstzweck, sondern das wirksamste Mittel, Sachsen im europäischen Mächtespiel weiter mithalten zu lassen. Augusts Weigerung, die Hugenotten zu unterstützen, hatte den Papisten in Frankreich unübersehbaren Vorteil gebracht. Aber noch war es nicht zu spät, das Steuer herumzuwerfen, und Christian schien ihn, Krell, gewähren zu lassen.

„Ich denke, wir beide haben diese Übereinkunft auch eingehalten. Ernsthaft und ohne falsche Leidenschaften, Krell.“

„Ja, alles ist seinen Gang gegangen, und nach dem Tod Ihres seligen Herrn Vaters hat sich sein und seiner Leute Concordienwerk als überflüssig erwiesen.“

Christian wandte sich um und ging, die Hände immer noch auf dem Rücken, schweigend im Saal auf und ab.

„Heute nun“, hörte er Krell fortfahren, „heute müssen wir uns entscheiden. Entscheiden, ob wir unseren Weg gemeinsam fortsetzen wollen. Die Verlierer von gestern geben das Spiel noch nicht auf. Und ich bin nicht gewillt, Durchlaucht, in Halbheiten steckenzubleiben.“

Der Kurfürst sah Krell an. Und obwohl er dessen Gesicht

im Gegenlicht nicht erkennen konnte, wußte er, daß sein Mentor jetzt mit gesenkten Lidern darauf wartete, nach den Gründen für sein plötzliches Erscheinen gefragt zu werden. Aber er hatte seine Worte so bestimmt vorgebracht – er würde schon Gründe haben für sein im Grunde ungebührliches Verhalten und würde sie nachher auch ganz von selbst nennen. Also beschloß Christian, ihr übliches Dialogritual zu durchbrechen, das Hin und Her des Fragens und Wartens, und fragte geradeheraus:

„Und was sollte man Ihrer Meinung nach tun?“

Auch diese Gesprächswendung parierte Krell. Ohne zu zögern antwortete er:

„Miro nimmt sich noch immer zu viel heraus. Sie müssen ihn ausschalten, ein für allemal. Ihr Schwager, Pfalzgraf Johann Kasimir, ist viel entschiedener zu Werke gegangen, Durchlaucht, als den Pfaffen ihr Platz zugewiesen werden mußte, und der Erfolg hat ihm recht gegeben. Die Pfalz...“

„Hören Sie, Krell. Hören Sie gut zu. Sie wissen genau, daß Sie von mir keine Bevorzugung der Calvinisten verlangen dürfen. Denn darauf läuft das hinaus, was Sie da von mir fordern. Und schon gar nicht – ein für allemal. Das wäre das Ende der Toleranz, die Sie selbst dauernd im Munde führen. Und so etwas dulde ich nicht. Was Johann Kasimir macht, ist seine Sache. Wir können uns gern mit ihm verbünden, solange es gegen die Römischen geht. Aber seine einseitige Calvinisierung mache ich nicht mit. Zwar habe ich von der Concordia eine andere Auffassung als mein Vater, aber auch nur, weil sie die Gleichheit der Evangelischen hintertreibt. Im übrigen tun wir, was die Gesetze der Politik uns vorschreiben. Und die kennen Sie doch sehr genau, Krell.“

Christians Gesicht hatte sich gerötet bei der ungewohnt langen und energisch vorgetragenen Rede. Er nahm seinen Weg wieder auf. Der Schwager! – Der Schwager hatte ganz andere Sorgen. Bei ihm in der Pfalz ging es auf Leben und Tod. In Sachsen aber sollte so etwas doch nun endlich vorbei sein.

„Die Gesetze der Politik verlangen von uns, daß wir mit Habsburg gut stehen, wie schon mein seliger Vater. Und das

tun wir, auch wenn Habsburg weiter papistisch ist. Der Schwager hat da ganz andere Ambitionen. Er will noch immer den Kaiser zwingen, seinen Einfluß geltend zu machen, damit sich die Spanier aus den Niederlanden zurückziehen. Und er sieht, daß auch Frankreich von ihnen gefährdet ist. Das liegt bei ihm schließlich alles so gut wie vor der Haustür. Aber Sachsen, ich bitte Sie! Schade nur, daß meine Schwester ihn ständig reizt. Elisabeth sollte sich nicht zur Fürsprecherin machen für die kurpfälzischen Lutheraner. So etwas steht einer Kurfürstin nicht zu Gesicht. Und ich werde ihr das auch sagen. Bei nächster Gelegenheit."

Auch diesen erneuten Redeschwall hatte Krell über sich ergehen lassen wie einen unerwarteten Regenguß. Jetzt sah er auf, sah Christian an, lächelte.

„Das meine ich auch. Aber sagen Sie bitte dasselbe auch der sächsischen Kurfürstin, Durchlaucht!"

Der Kurfürst blieb stehen.

Das grenzte doch tatsächlich an Respektlosigkeit! Sein Gesicht erstarrte zu Unverständnis.

„Meiner Frau?"

„Ja", sagte Krell. „Sie gefällt sich doch in der gleichen Rolle wie Ihre Schwester. Sonst würde sie aufhören, diesen Miro zu protegieren."

„Miro? Immer noch Miro? Warum sagen Sie denn um Gottes Willen ausgerechnet immer Miro!"

„Ja, immer noch Miro. Ausgerechnet. Hier, unter unseren Augen hat er einen Professor aus Wittenberg ins Gebet genommen, zwei Wochen lang. Hat ihn herbestellt und verhört, wie in der allerbesten Concordienzeit. Und was hatte der Mann verbrochen? Er war nicht damit einverstanden, daß irgend so eine Schmutzschrift an der Universität gedruckt und verbreitet wurde."

„Recht hatte er. Irgendwann müssen die gegenseitigen Anfeindungen ja schließlich aufhören."

„Das denke ich auch. Aber wir sollten das Übel an der Wurzel packen. Und diese Wurzel ist Miro. Es wird höchste Zeit, daß Sie ihn ablösen, Durchlaucht. Sonst tanzt er noch lange verquer."

Christian sah zu Boden, unangenehm berührt. Würde er immer der zur Rede gestellte dumme Junge bleiben vor diesem Mann? Er zögerte nicht lange.

„Ich bringe das in Ordnung, sofort!“ sagte er. „Verfertigen Sie die Ernennungsurkunde für Steinbach als neuen Hofprediger.“

Krell verbeugte sich lange und tief. Endlich würde er den Kurfürsten dorthin bekommen, wo er ihn von Anfang an haben wollen. Ohne Rachegefühle würde er für jede der Demütigungen zurückzahlen, die er stillschweigend eingesteckt hatte zu Beginn des Gesprächs. Und würde ihnen auf diese Weise nachträglich einen Sinn geben.

Langsam und umständlich begann er.

Schließlich sei dies nicht der einzige Fall, sagte er. Da sei an den Universitäten und Staatsschulen noch vieles aufzudecken, was die Entwicklung der Wissenschaft hemme. Und mit ihr das Erblühen der Wirtschaft, des Handels. „Die Dunkelmänner, die glauben, die Welt sei noch immer eine sächsische Kleinstadt mit dem Pfaffen, einem gefügigen Schulzen und dem Apotheker an der Spitze – diese Dunkelmänner gibt es noch immer. Sie haben wir bislang so gut wie ungeschoren gelassen. Und was ist der Erfolg? Sie warten vielerorts nur darauf, wieder von der Leine gelassen zu werden. Ein für allemal sollte mit ihnen Schluß gemacht werden. Es gehört dazu Licht geworfen hinter die Bücherstapel und die verstaubten Talare. Eben doch: ein für allemal.“

Christian hatte sich wieder gefangen, lächelte.

„Und was schlagen Sie vor?“

„Es muß eine Visitation aller Schulen und Universitäten im Kurfürstentum stattfinden. Und zwar bald, damit bei Semesterbeginn im September die studierende Jugend schon nicht mehr im alten Sinne vergiftet wird! Das würde unserem Bemühen auf lange Jahre hinaus den Erfolg sichern.“

Christian war einverstanden, im Grunde. Zwar verlangte er Krells Zusicherung dafür, daß den abzusetzenden Professoren nichts weiter geschähe, aber er war doch einverstanden mit der Visitation.

„Schicken Sie mir die Visitationsordnung zur Unterschrift.“

Und geben Sie gleich die Ernennungsurkunden der Visitatoren mit her."

Krell war zu klug, um den Erfolg im Übermaß zu genießen. Darum fragte er:

„Und hätten Sie für die Zusammensetzung der Kommission einen Wunsch, Durchlaucht?“

Christian sah auf. Er konnte in Krells tief verneigtem Gesicht nicht den leichten Zug überlegener Ironie bemerken. Krell war geübt darin, sein Gesicht zu verbergen.

„Ja, einen Wunsch hätte ich. Um den gerechten Anschein zu wahren, nehmen wir in die Kommission Pfeiffer mit auf. Seit er Vorsitz und Stimme in meinem Geheimen Rat an Sie hat abtreten müssen, hat er sowieso nichts Vernünftiges mehr zu tun.“

Krell sah auf, kam Christian einen Schritt entgegen.

„Ich verstehe. David Pfeiffer wird Präsident des Visitationsausschusses. Die Dokumente lasse ich heute noch ausfertigen.“

Dann verbeugte er sich noch einmal, ging.

9.

Ende Februar wurde die kurfürstliche Visitationsorder in Wittenberg bekannt. Zuerst sprach davon, wer der Universitätskanzlei und dem Rektor nahestand, bald wußten es alle Angehörigen der Universität, und schließlich piffen es auch in der Stadt die Spatzen von den Dächern.

Die Gerüchte begannen sich zu überschlagen, sie wußten von einer Verlegung der Universität nach Dresden ebenso zu berichten wie von Krells bevorstehendem Rücktritt. War nicht schließlich sein Vorgänger Pfeiffer Vorsitzender des allmächtigen Untersuchungsausschusses?

Leiser frohlockte. Die Nachrichten schienen ihm Miros Sturz aufzuwiegen, von dem man gleichzeitig erfuhr. Noch einmal sprach er bei Bruno vor.

Als er Gentile dort traf, tat er erfreut, sagte etwas von einer bevorstehenden Klärung der Situation, einem reinigenden Gewitter in ihrer aller Interesse. Kam dann zur Sache.

„Haben Sie noch einmal nachgedacht über unser Gespräch, Doktor Bruno? Und haben Sie mit Ihrem hochverehrten Landsmann erörtert, was wir damals besprachen? Es sollte uns allen heute in einem ganz neuen Lichte erscheinen.“

Giordano nickte vorsichtig; begierig griff Leiser das Nicken auf.

„Und zu welchem Entschluß sind Sie gekommen? Ich hoffe, die Visitation wird günstige Gelegenheiten genug bieten, auf die Sache zurückzukommen. Oder, meinen Sie nicht?“

Das alles sei nicht so einfach, begann Giordano zögernd. Er sei kein Theologe, sondern Philosoph und Naturwissenschaftler. Und der Herr Superintendent habe doch wohl zu allererst seinen Einfluß an der theologischen Fakultät im Auge gehabt, als er ihm jenes großherzige Angebot . . .

„Aber ich bitte Sie, Herr Kollege! Die Universität ist ein Organismus, der meinen Freunden und mir insgesamt am Herzen liegt und den zu stärken wir ehrlich bestrebt sind. Uns liegt jedes enge Ressortdenken fern. Wir freuen uns vielmehr – und Doktor Gentile wird Ihnen das sicher bestätigen –, wenn wir kluge, verständige Mitstreiter für möglichst lange an unsere Alma mater binden können.“

Müde nickte Gentile. Es paßte ihm nicht, hier als Zeuge in einem Spiel auftreten zu sollen, das er schon für verloren hielt. Was interessierte ihn das alles noch – der drohende Verfall der Bildungseinrichtungen Sachsens, dem entgegenzutreten man, wie Leiser beteuerte, die Pflicht habe, die fortschreitende Überfremdung des Gottesdienstes mit kalvinistischem Brauchtum, die Rolle der Taufe als der nur symbolhaften, nicht der wahrhaftigen Einpflanzung des Heiligen Geistes, von deren Leugnung es nur noch ein unbedeutender Schritt sei zu der Gleichmacherei der Schwärmer und Wiedertäufer. Sollte der Alte weiterreden . . .

„Vorbei ist die Zeit des fruchtlosen Lamentierens. Jetzt sind uns wieder Möglichkeiten gegeben zu handeln“, schloß Leiser.

Das sei sicher erfreulich, zog Bruno den schlaffen Gesprächs-

faden weiter, auch er würde froh sein, in Wittenberg ein gesichertes Unterkommen zu finden, zumal eine Aussicht auf Rückkehr in seine Heimat ebenso wie für Doktor Gentile vorerst nicht bestehe. Aber er wolle da ein offensichtlich existierendes Mißverständnis ausräumen, von vornherein ausräumen, bevor es Platz greifen könne und ihren Absprachen möglicherweise eine falsche Grundlage gebe. Dies Mißverständnis beträfe seine, Brunos, Anschauungen von der Allgegenwart Gottes in der Natur, die er als unvereinbar ansähe mit der lutherschen Ubiquitätslehre, ja geradezu als konträr zu dieser Lehre betrachte.

„Gott ist nicht einfach in den Dingen wie ein Kern in der Frucht. Er ist vielmehr in ihnen als ihre Seele, die die Dinge für uns erschaubar, begreifbar macht.“

Jetzt, da es erklärt war, fühlte Giordano Erleichterung. Mit dem Rest mußte Leiser selbst fertig werden.

Es wurden nicht mehr viele Worte verloren. Man verabschiedete sich mit knappen Verbeugungen.

Kaum war Leiser gegangen, erwachte Gentile zu einem plötzlichen Zornesausbruch.

„Was dem Kerl nur einfällt! Kommt hierher, spielt sich auf wie der Kaiser persönlich, der Lehen verteilt, und scheint gar nicht zu merken, daß es ihm selbst an den Kragen geht bei dieser Geschichte.“

Mit großen Schritten durchmaß er das spärlich eingerichtete Zimmer, ging hin und her zwischen Fenster und Tür. Fast war Giordano eingeschüchtert, so unerwartet kam für ihn dieser Stimmungswechsel. Er wagte zunächst keinen Einwand, fürchtete Alberico nur noch weiter zu reizen in seinem Zorn. Dabei verstand er die Sorgen des Freundes, sah, wie es ihn ärgerte, über den gleichen lutherischen Kamm geschoren zu werden wie dieser Leiser.

„Ich werde mich auf keinen Kleinkrieg einlassen, in dem die Verlierer schon vorher feststehen. Und ein Kleinkrieg beginnt jetzt, das kannst du glauben. Erst die Beteuerung, alles bliebe beim alten, dann die Feststellung der Kommission, das Alte habe noch nie etwas getaugt und tauge auch jetzt nichts, und schließlich und endlich Schikanen für alle, die das

alte Umhängeschild tragen – keine Druckgenehmigungen für Lutheraner, Übergangen werden bei Einladungen zu akademischen Feiern und schließlich und endlich das Lehrverbot. Nein, da gehe ich lieber gleich.“

Er war erregt, wie Giordano ihn noch nicht erlebt hatte. Zwar fühlte Bruno, daß Gentile nicht anders reagieren konnte, und doch verstand er nicht, warum der Freund zu solch einer Schlußfolgerung kam.

„Wenn ich daran denken sollte, jetzt schon weiterzuziehen... Glaubst du nicht, daß man dein Wissen und deinen Namen noch einige Zeit wird gebrauchen können – jetzt, wo man hört, daß Professor Zanger zum neuen Rektor gewählt wird, ein Jurist wie du?“

„Das hat nichts zu sagen. Sie müssen alle im großen Strom schwimmen, wenn sie überdauern wollen. Und da betrifft das Gebrauchtwerden eher Leute, die kein Rückgrat haben und einen Kopf nur zum Nicken.“

Giordano hatte solche Typen überall angetroffen, und Albericos Charakterisierung gefiel ihm. Aber es tat ihm leid, Gentiles Entschluß so unumstößlich feststehen zu sehen.

„Ich wüßte im Augenblick nicht einmal, wohin ich mich wenden sollte“, sagte er, aber die Worte klangen ihm selbst ganz unwirklich und wie von fernher.

Weiterziehen...

Er hatte zu oft schon über Nacht den Entschluß fassen müssen, um der Wahrheit willen einen neuen Ort aufzusuchen. Und immer wieder war er enttäuscht worden: nicht von der Wahrheit, wohl aber von dem neuen Ort. Denn es war immer wieder die alte Geschichte gewesen: Wes Brot du ißt, des Liedchen sing.

Wittenberg hatte ihm diese Enttäuschung bisher noch nicht bereitet, aber er hatte Grund zu der Befürchtung, dies würde über kurz oder lang ebenso geschehen, wie es woanders geschehen war.

„Ob ich wohl einige Zeit noch in Ruhe gelassen werde?“ fragte er, und Besorgnis schwang in seiner Stimme mit.

Gentile zuckte die Schultern.

„Wer weiß“, sagte er. „Aber es sieht nicht so aus. Leisers

Umarmungsversuch ist sicher nicht unbemerkt geblieben, dafür wird er schon selbst gesorgt haben. Armer Giordano!"

Beide ahnten, daß es diesmal ein Abschied für immer sein würde.

Giordano sah sich allein weiterfahren auf seinem Feuerwagen, vorerst noch um den Stern herum, der ihn im Augenblick festhielt und der Wittenberg war mit seiner leuchtenden und seiner verschatteten Seite.

Wie lange würde es dauern, und auch er mußte davonfahren, wie es Gentile jetzt tat, mußte Wittenberg hinter sich lassen, das immer kleiner und kleiner werden und ihm schließlich ganz aus den Augen kommen würde. . . Neue leuchtende Himmelskörper im Firmament seines Lebens würden den Blick gefangennehmen. Die Fahrt würde schneller und schneller und immer rasender werden, und mit dem Verschwimmen der Erinnerung das Nichts, das ihn erwartete, immer drohender. Es würde ihn aufnehmen und dadurch aufhören, das Nichts zu sein, weil er ihm durch seine Gegenwart Inhalt, Gestalt und Bestimmung gegeben hätte. Er würde weiterrasen mit seinem Himmelsgefährten, würde all die Sphärenschalen zum Klirren und schließlich zum Einstürzen bringen, die sich ihm entgegenstellten auf seiner Fahrt. Er würde sie zerstören, weil sie anders nicht zu überwinden waren und weil er weiter mußte und es kein Ausweichen gab auf diesem Weg. Und nichts würde ihn halten können, weil die Wucht seiner Ankunft zu groß war und er überall als Zerstörer des Alten auftrat, der Vorurteile, der Sphärenschalen.

Aber schließlich würde – das wußte Giordano – auch diese hemmungslose Fahrt einmal ein Ende finden. Einer der Sterne, die ihn nicht zu halten vermochten, würde ihn blenden, entflammen und für immer verschlingen.

So blieb ihm nichts, als sein Werk fortzusetzen – trommelnd, zerstörend, Neues errichtend, solange ihm Kraft und Freiheit gegeben war.

10.

Die Visitation kam heran in Gestalt der vier Gestrengen, wie die Mitglieder des Untersuchungsausschusses bei allem Respekt von den Studenten genannt wurden.

David Pfeiffer, Kanzler Arnold aus Zeitz, Kammerrat Otto von Diskau und Hillebrand, Edler Herr Hillebrand von Einsiedel und zu Gnadstein – das waren die vier, die Christian seinem Kanzler als Visitatoren bestätigt hatte. Schon ein paar Tage vor dem angesetzten Termin trafen sie in Wittenberg ein, von den Bürgern beneugiert, devot angestaunt von Studenten und Professoren.

Nachdem sie im Gasthaus Zum Löwen Quartier genommen hatten, nutzten sie ihre Zeit zu Antrittsbesuchen beim Rat, bei den Universitätsbehörden und bei den Kirchengewaltigen.

Auch gab es genügend Einladungen zu privaten Besuchen, zu Essen im kleinsten Kreise, bei denen besorgte Gelehrte sich durch zarte Bratenstückchen und schmackhafte Soßen für einen günstigen Ausgang der Untersuchung empfahlen.

David Pfeiffer hielt darauf, daß Vorbesprechungen dieser Art von allen vier Herren gemeinsam besucht wurden. War dies nicht möglich, so sagte er sie mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns ab. Man war ja schließlich – wie er zu betonen nicht müde wurde – hergekommen, um sich ein unparteiisches Bild von den Verhältnissen an der Akademie zu machen. Dazu und zu nichts anderem.

Sooft er mit sich allein zu Rate ging, versuchte Pfeiffer den Sinn der Arbeit des von ihm geleiteten Ausschusses bis in jede Einzelheit zu verstehen. Von Krell geplant und zusammengestellt, hatte das Kuratorium in jedem Falle die Gründe zu liefern für eine Neugestaltung des geistigen Lebens in Sachsen und wahrscheinlich sogar für mehr – ganz gleich, wie die Untersuchung tatsächlich ausging. Das war ihm klar.

Er machte sich auch keine übersteigerte Vorstellung von den Möglichkeiten, die seine eigene Rolle ihm bot. Kanzler und erster Mann im Geheimen Rat des Kurfürsten war er gewesen,

und jetzt hatte er diesen Schnüffelausschuß zu leiten – dies alles zu überdenken brachte ihm so manche düstere Minute ein.

Aber er war gewillt, das einzige zu erreichen, was er persönlich dabei erreichen konnte: das Arrangement mit der neuen Macht, über dessen Notwendigkeit er sich an jenem Abend mit Erzman und Miro zerstritten hatte.

Die offiziellen Anhörungen begannen mit der Einvernahme des Rektors am zweiundzwanzigsten Mai. Erst einen Monat zuvor, zu Ostern, war Johann Zanger in dieses höchste akademische Amt gewählt worden.

Pfeiffer kannte Zanger als gewandten Juristen, der sich auch in Dingen der Glaubenslehre gut auskannte, und er erhoffte sich von den Aussagen dieses bei aller Parteilichkeit doch gemäßigten Mannes eine Enthärtung der Fronten, denen er sich in seinem Visitationsausschuß von Anfang an gegenüber sah: auf der einen Seite eine Mehrheit von Anhängern Melanctons, nämlich Diskau und Arnold, der der lutherische Draufgänger Hillebrand gegenüberstand. Schon bei den Vorgesprächen in Dresden hatte dieser keinen Zweifel daran gelassen, wie sehr er eine Restauration der Zustände anstrebte, die unter Kurfürst August geherrscht hatten.

Aber Zanger enttäuschte Pfeiffer.

Was er zu berichten wußte, ging nicht weiter als das, was man in Dresden schon kannte.

„Seit meiner Wahl zum Rektor dieser stolzen Akademie ist es mein Bestreben gewesen, die Gegensätze in Religionsfragen auszugleichen oder doch wenigstens extreme Auswirkungen zu vermeiden. Es ist mir, wie Sie im Verlauf Ihrer Arbeit noch feststellen werden, leider mit nur sehr geringem Erfolg gelungen.“

Er hatte ergebnislose Aussprachen geführt und personelle Umsetzungen in der Universitätsverwaltung vorgenommen, die ebenso wirkungslos geblieben waren wie die Aussprachen, ja die sogar eine gewisse Verkrampfung der Verhältnisse herbeigeführt hatten.

Ob er für diese Verkrampfung einen Grund nennen könne?

Zanger konnte es nicht. Es gäbe, so meinte er, sicherlich mehrere Gründe in einer solch komplizierten Situation.

„Leider gibt es“, so stellte er fest, „auch heute noch Professorenkollegen, die das eigene Fortkommen über das Wohl unserer gemeinsamen Alma mater stellen. Neid und Mißgunst – Sie wissen ja: der liebe Gott erschuf den Professor und der Teufel den lieben Kollegen!“

Er lächelte müde. Stand auf und sah die Visitatoren der Reihe nach an. Versprach, auch in Zukunft ausgleichend wirken zu wollen zum Wohl der Akademie und des Landes. Aber er hätte nicht einmal sagen können, was dieses Wohl als nächstes von ihm verlangte.

Sichtlich erleichtert war er, als ihm weitere Fragen erspart blieben und er von den vieren entlassen wurde.

Nicht nur Pfeiffer war von diesem Auftakt enttäuscht. Alle blieben sie ratlos zurück. Der Rektor – das war doch schließlich eine Schlüsselfigur, von der man einen gewissen Aufschluß erwartet hätte, und nicht irgend jemand. Über den Grad der Zerrissenheit, über die Art der Spannungen, denen der Lehrkörper unterlag, hätte er mehr sagen müssen.

Jeder der vier sah sich getäuscht in der Hoffnung, rasch die Namen ihm Gleichgesinnter genannt zu bekommen, möglicher Verbündeter, mit deren Hilfe die Position der eigenen Seite gestärkt werden konnte.

Als erster überwand Arnold die Ratlosigkeit. Nachdem er seine Papiere geordnet hatte, stand er auf und ging mit verschränkten Armen vor dem Tisch hin und her, an dem die Ausschußmitglieder saßen.

„Was wundern wir uns“, sagte er, „wenn nicht gleich der erste Ansturm den gewünschten Erfolg bringt.“ In einem Punkt habe Magnifizenz Zanger sicherlich recht: jedes Gemeinwesen werde beherrscht von einer Vielzahl komplizierter Beziehungen, unter denen persönliche Zu- oder Abneigung eine nicht unbedeutende Rolle spiele. Aber so wichtig sie sei, sei sie doch nur in den seltensten Fällen Ausgangspunkt großer Ränkespiele, vielmehr könne sie allzuleicht hintangestellt oder gar völlig beiseite geschoben werden, wenn andere, entscheidende Wesenspunkte vorhanden seien. „Und diese bloßzulegen sollten wir uns zur vornehmsten Aufgabe machen.“

Mit einem energischen Heben des Kopfes kappte er den

schillernden Redefaden. Er wippte noch einmal auf seinen Zehenspitzen, ging dann auf seinen Platz zu und setzte sich.

„Und was schlagen Sie vor?“ wandte Pfeiffer sich hilfeheischend an ihn. Der Auftritt des Jüngeren, des Provinzlers, hatte ihm vollends die Lust genommen.

Arnold schien auf diese Frage nur gewartet zu haben. Leise und ungekünstelt begann er jetzt zu sprechen, sah nur von Zeit zu Zeit auf, ohne den Kopf zur Seite zu wenden.

„Ich schlage vor, hier damit Schluß zu machen, die gerade erst angelaufene Untersuchung zur Bestätigung gewisser vorgefaßter Meinungen benutzen zu wollen. Was wir hier anzustellen haben, das scheint mir doch eher eine Bestandsaufnahme von Grund auf zu sein, unvoreingenommen und vorurteilsfrei.“

Wieder hob er den Kopf nur leicht und übersah dabei Diskaus zustimmendes Nicken ebenso wie ein finsternes Stirnrunzeln Hillebrands: Darauf kam es ihm nicht an. Ihn interessierte allein Pfeiffer.

Pfeiffer hatte sich vorgenommen, zunächst zu schweigen. Als aber die Stille zerfloß und sich ausbreitete in dem schmucklosen Raum, ergriff er das Wort. Und er wandte sich direkt an Arnold.

„Nun gut, was schlagen Sie vor zwecks Auffindung jener entscheidenden Wesenspunkte, verehrter Kollege?“

Arnold übergang die Stichelei. Ihm käme es, sagte er, darauf an, die Bedingungen untersucht zu sehen, unter denen an dieser Akademie Studenten und Professoren lebten und lernten. „Unser Land braucht tüchtige Staatsdiener, fest im Glauben und bewandert in Lehre und Wissenschaft.“

Man einigte sich darauf, sogleich Grunius einzuvernehmen, der als Magister domus hierzu am aussagekräftigsten schien.

Zwar hatten die Herren diesem wichtigen Mann sehr bald nach ihrem Eintreffen eine Aufwartung nicht versagt, aber hier im Rektorzimmer, vor dem amtlichen Federkratzen des Protokollschreibers, kamen ganz andere Dinge zur Sprache als zu Hause, wo der Magister den umsichtigen Gastgeber und besorgten Familienvater hatte spielen müssen. Jetzt auf einmal wußte er von vernachlässigten Pflichtprüfungen zu erzählen,

davon, daß viele der Professorenkollegen ihre Vorlesung allzu wörtlich als Verlesung von Büchern auffaßten. Von studentischen Saufabenden, nach denen sich in der Nacht Geschrei in den Straßen erhob, von Fechtschulen, die unerlaubterweise betrieben wurden.

Grunius sparte nicht mit Klagen über Mißstände und Unzulänglichkeiten. Lange hatte er auf geduldige Ohren dafür gewartet.

„Und wenn ich Ihnen sage, daß die Burschen oft genug in einer Aufmachung herumlaufen, die unserer Kleiderordnung Hohn spricht, und dazu noch mit weiberlangen Haaren, dann sage ich es nur, um das Bild abzurunden. Ich weiß, wir müssen selbst damit fertig werden. Aber wo soll man die Dinge denn zuerst anpacken?“ Schließlich seien ihm und seinen Kollegen die Hände gebunden. Man könne die Stipendiaten weder mit Bierenzug noch mit einer Schmälerung der Kost bestrafen, denn dazu sei sowohl das Bier als auch das verabreichte Essen schon zu dünn und zu karg. Ein Teufelskreis.

„Und die Präzeptoren? Üben sie keinen Einfluß aus? Jeder Student wird durch die Universitätsordnung verpflichtet, bei einem solchen Erzieher in Kost und Logis zu gehen.“

„Natürlich. Verpflichtet wird er dazu. Aber die wenigsten tun es. Sie kommen billiger unter bei irgendwelchen Zimmervermietern. Und für die Stipendienempfänger bin ich, wenn Sie so wollen, der einzige Präzeptor. Der einzige für alle hundertundzwanzig.“

Das war es: Er brauchte dringend jemanden, der ihm zur Hand ging in disziplinarischen und organisatorischen Dingen, aber dazu reiche und reiche das Geld nicht.

„Wenn ich es richtig bedenke, kann ich im Augenblick nicht einmal die Apothekerrechnung für meine Schützlinge bezahlen. Und Bücher? Ganze dreißig Gulden im Jahr gibt es dafür. Furchtbar ist das. Dabei wären Möglichkeiten genug da, Geld zu finden. Es liegt sozusagen überall auf der Straße. Aber es fehlt die starke Hand, um es aufzusammeln.“

Die Wirkung seiner Worte abwartend, hielt Grunius inne. Einen Moment nur. Dann fuhr er fort: „Ja, man sollte endlich Ernst machen, sollte angedrohte Straf gelder auch kassieren.“

Drei Gulden für das Tragen zu langer Haare, zwei Gulden für das Verdrehen und Auseinandertanzen bei abendlichen Vergnügungen. Das sind doch bekannte Bußsätze, nur nimmt niemand sie ernst. Man könnte sie leicht einem guten Zweck zuführen. Oder soll ich etwa die kurfürstliche Roggenspende verkaufen, um zu Geld zu kommen? Das wäre auch keine Dauerlösung.“

Die Ausschußmitglieder waren froh, als seine Klagen im Protokoll niedergelegt waren und der Magister domus den Saal wieder verlassen hatte.

Pfeiffer war mit dem Gang der Ermittlung nicht unzufrieden. Je mehr das Gesagte sich im Gewirr der Alltagsorgen verfang, um so geringer schien ihm die Gefahr zu sein, daß den Dingen zu sehr auf den Grund gesehen und dabei allerlei unleidliche Trübung und Verschlickung bemerkt wurde.

Aber lange konnte Pfeiffer sich nicht die Hände reiben. Kanzler Müller, der bald nach Grunius gehört wurde, bereitete dem schönen Traum ein unerwartetes Ende. Er sagte geradeheraus, die Verpflichtung auf die Concordienformel sei die Wurzel der Übel, welche der Akademie zu schaffen machten, die Ursache aller Zwistigkeiten.

Von welchen Zwistigkeiten er spreche?

„Ob Sie den Zwischenfall nehmen, den es bei der Beisetzung unseres verehrten Kollegen Wesenbeck gab, oder den jüngsten Zusammenstoß zwischen Leiser und Major – überall und für jeden von uns gibt es täglich Ärger mit Gestrigem. Zwar kann es uns nicht mehr an Gut und Leben gehen, aber doch steht noch immer jeder unter dem Zwang, das zu scheinen, was er nicht ist, um weiter das bleiben zu können, was er nach außen hin darstellt.“

Müller ahnte, daß er nicht viel riskierte. Wenn schon eine Visitation stattfand, dann deshalb, weil Krell eine Handhabe brauchte, bald etwas zu ändern. Und darum durfte hier nichts ungesagt bleiben. Selbst eine Abschwächung im Visitationsprotokoll mußten gewisse Dinge noch überstehen, um Wirkung hervorzurufen.

So sprach er weiter. Sprach von der Bevorzugung lutherischer Kandidaten bei der Besetzung von Kirchenämtern, von

der Reformbedürftigkeit. Aber er zählte auch andere Mißstände auf, Alltagsmißstände, die abzustellen er sich als Kanzler der Universität mitverantwortlich fühlte: die Unzulänglichkeit der Mittel für einen ordentlichen Mittagstisch der Stipendiaten, den Zustand des Karzers, der ein unwürdiges, stinkendes Loch sei, nicht geeignet, der Universitätsrechtsprechung Autorität zu verleihen.

Noch einmal begann Pfeiffer zu hoffen. Das waren sie wieder, die rettenden Alltagsorgen . . .

Aber es gelang ihm nicht mehr, das Gespräch daran festzubinden. Mehr und mehr war es seiner Lenkung entglitten. Arnold hingegen sah seine Rechnung aufgehen. Im bunten Detail des Alltags war das Grundübel aufgetaucht wie ein schwarzer Fleck. Und er blieb da, dieser Fleck, und würde durch nichts mehr wegzureden sein.

Pfeiffer beendete das Verhör des Kanzlers mit einer kraftlosen Armbewegung. Müller stand auf, wandte sich um. An der Tür blieb er noch einmal stehen und sagte: „Solange dieser verderbliche Treueschwur existiert, wird es keinen Frieden geben in Wittenberg.“

Dann erst ging er.

11.

Nach Gentiles Abreise fühlte Giordano sich einsam wie nie zuvor in seinem Leben – einsamer noch, als er es in den ersten Tagen des Klosterlebens hatte wahrhaben wollen. Damals gab es für ihn immerhin aus kindlicher Neugier tagtäglich Entdeckungen zu machen: neue Winkel und Ecken der weitläufigen Klosteranlage, neue Bücher in verstaubten Regalen, die der Obhut von Pater Dominikus unterstanden. Und auch auf seinen Wanderungen, mit Steinen, Bäumen und Bächen allein, war er sich nie so sehr auf sich gestellt vorgekommen wie jetzt.

Eins war ihm nun endgültig klargeworden: Unter den Professoren würde er keine wirklichen Freunde gewinnen. Zu einem Teil war das natürlich Leisers Werk, er hatte plump und offenherzig jedermann von den Gesprächen berichtet, die sie miteinander geführt hatten, auch dann noch, als er längst schon verstanden haben mußte, daß sie ohne das gewünschte Ergebnis verlaufen waren.

Darüber hinaus schienen die Fachkollegen auch stark mit sich selbst beschäftigt, damit, die ständig wechselnden Verhältnisse in der Stadt und an der Hochschule zu studieren und sich ihnen anzupassen – ein allerdings, wie Bruno glaubte, fast aussichtsloses Unterfangen.

Ihn berührte dies alles nicht sonderlich: welcher Katechismus gerade gefragt war, welche Spielart der Kirchenlehre die richtige im Augenblickskonzert. Er glaubte noch immer, allein die Melodie seines eigenen Pfeifens sei wichtig für ihn. Und überhörte dabei den Donner, der sich ringsum grollend erhob. Die Visitation nahm Giordano überhaupt nur deshalb zur Kenntnis, weil seine Vorlesung zweimal ausfallen mußte. An diesen Dienstagen wurde der Saal von der Kommission benötigt, und einen anderen gab man ihm nicht.

Bruno entschloß sich, aus der plötzlichen Not eine Tugend zu machen, und zog mit seinen Studenten hinaus vor die Stadt. Zeigte ihnen die Beseeltheit einer Sumpfwiese, von der gerade das erste Heu geschlagen wurde, und ließ sie die Mikrowelt eines Ameisenhaufens bewundern. Wieder zurück hinter den Mauern, trank er mit ihnen ein Bier, lauschte und plauderte, bis es Abend wurde, Zeit, zu den Übungsstunden für Sternbeobachtungen bei Professor Straub auf dem Stadtwall zu gehen.

Die Herren Studiosi waren erst zufrieden, als ihr Doktor Bruno mit ihnen aufstand und ihnen eröffnete: „Heute komme ich mit zu Straub!“

Und auch Giordano fühlte ungekannte Erfüllung: War er nicht ein Suchender wie sie, ein Nichtgenügsamer, einer, der lernte, wo auch immer er sich befand? Dieses Gefühl war jetzt stärker in ihm, als es in Toulouse oder Oxford gewesen war: er fühlte sich eins mit den Schülern.

Da der Himmel klar war an diesem Spätmaiabend, zog sich die Übungsstunde bis nach Mitternacht hin. Nachdem Straub sie allein gelassen hatte, gingen die Studiker ins Augusteum. Bruno nahmen sie mit.

Ganz von selbst stellten die Fragen nach der Anzahl der Himmelskörper, nach ihren Entfernungen untereinander, nach dem Ausgangspunkt und der Ursache ihrer Bewegung sich ein, als über die abendlichen Beobachtungen gesprochen wurde. Und Giordano war froh, Hempel und seine Kommilitonen auf das verweisen zu können, was sie bei ihm schon gelernt hatten: Das All als unendlicher Raum, in dem neben feurigen Sonnen auch unzählige Weltkugeln schweben gleich der, auf der wir selbst leben . . .

Erst als der Morgen sich meldete mit erstem Tageslicht und dem Schreien der Hähne, trennten sie sich.

Anderntags begleitete Bruno Hempel auch in das Straubsche Kolleg.

In seiner Vorlesung versuchte Professor Straub ein Gegengewicht zu den respektlosen und in seinen Augen leichtsinnigen Diskussionen der vergangenen Nacht zu schaffen, von denen man ihm berichtet hatte. Und obwohl er – wie er sagte – solche unfruchtbaren Erörterungen ablehnte, weil sie über den Sinneseindruck, dazu den Almagest des Ptolemäus und die Bücher der Heiligen Schrift hinausgingen, sah er es nicht ungern, daß die Studenten so großes Interesse an allem hatten, was mit seinen Sternen zusammenhing. Schließlich fragte er nicht mehr danach, woher dieses Interesse kam und wer es wachhielt. Er zitierte lange Passagen aus einem weitverbreiteten astronomischen Buch von Sacrobosco, der „Welt der Sphären“, und er erwähnte nicht ohne Genugtuung das grundlegende Vorwort Melanchthons, mit dem dieses Standardwerk vor nunmehr vierzig Jahren erschienen war.

„Ein Vorwort“, wie er erhobenen Zeigefingers hinzufügte, „in dem unser aller Meister und Lehrer ein für allemal Schluß macht mit den gottlosen Spekulationen eines gewissen Kopernikus.“

Straub war in Giordanos Augen nicht der Mann, der aus seinen Beobachtungen Konsequenzen hätte ziehen können. Er

bewies mit seinen neu herausgegebenen Sterntafeln, warum rechts rechts und warum es schon immer so und nicht anders gewesen sei. Schon immer – das hieß für ihn: seit Gott Himmel und Erde geschaffen hatte.

Giordano hielt sich in den Diskussionen während der Straubschen Kollegs zurück, aber die jungen Leute verlangten nach Klarheit, nach weniger Selbstgefälligkeit auch in der Deutung ihrer Beobachtungen.

Er sah sie unwillig mitschreiben und ihm versteckte Blicke zuwerfen. Verstand, daß sie nicht wieder auf Bücher verwiesen werden wollten oder auf ewige Wahrheiten.

Selbstverständlich würde es ohne eine genaue Bezeichnung der Sternörter und Vorausberechnung der Bahnen nie eine Bestätigung für die kühnen Behauptungen geben, die er vor ihnen in seinen eigenen Lektionen entwickelt hatte. Auch Kopernikus hatte das alte Weltbild erst umstoßen können, nachdem seine Vermutungen durch Beobachtungen erhärtet gewesen waren. Nur – hatte er neben richtigen nicht auch falsche Schlüsse gezogen? Das Postulat einer Sphäre, auf der die Fixsterne alle in gleicher Entfernung von der Sonne festgehalten wurden, widersprach sicher nicht irgendwelchen Beobachtungen, die bisher gemacht worden waren. Und doch war es falsch: die Entfernungen der Fixsterne von unserer Sonne waren einfach zu groß, zu unüberschaubar für uns aus der unmittelbaren Nachbarschaft unseres Feuerballs. Aber auf keinen Fall waren sie alle gleich. Wer das annahm – leugnete der nicht die unendliche Vielfalt der göttlichen Schöpfung?

Straubs Methode der exakten Beobachtung würde – so sagte er Hempel auf dem gemeinsamen Heimweg – immer eine Daseinsberechtigung haben, da sie die menschliche Erkenntnis bereichere. „Aber sie darf nicht allein stehen; muß stets ergänzt werden durch Überlegungen allgemeiner Art, und wenn es nötig ist, muß auch die Phantasie weiterhelfen.“

Ja, auch die Phantasie.

Er für sein Teil habe die Absicht, ermutigt durch den Erfolg, den die Pariser Thesen nach ihrer Drucklegung in Wittenberg hatten, ein weiteres Manuskript in Druck gehen zu lassen, das eben jene Phantasie zum Gegenstand habe und

ihre Rolle bei der Erkenntnis der Welt. Auch einen Namen habe er schon für das Konvolut: Von der fortschreitenden Logik.

Aber wenige Tage nach diesem Gespräch war der Traum schon wieder zerronnen. Bruno bekam die Blätter vom Rektor zurück mit der Bemerkung, damit sei es nun aus, er müsse es sich aus dem Kopf schlagen, die akademische Jugend solcherart weiter vergiften zu können. In Wittenberg werde nur noch gedruckt, was nicht in Widerspruch zur Heiligen Schrift stehe. Das gelte für einen Sachsen ebenso wie für Italiener.

„Hätte ich wieder ein salbungsvolles Widmungskapitel voranschicken sollen?“

Giordano besprach mit Hempel die Niederlage.

„Das hätte auch nicht viel geholfen diesmal. Es sei denn, der heilige Philipp würde darin genügend gelobt. Denn seit Sankt Martin in der Versenkung verschwunden ist, treiben es die, die vorher in seinem Namen gedruckt wurden, fast noch schlimmer als ihre Vorgänger. Mach Platz, damit ich mich setze . . .“

Giordano erschrak. Wie weltfremd lief er oft durch das Leben. Immer erst mußte er unsanft daran gemahnt werden, daß der die Macht hatte, der die Hellebarden besaß. Dabei war es ganz gleich, ob die Erde im Mittelpunkt unserer Welt stand oder die Sonne.

Das war ihm bei der Flucht aus dem Kloster zum erstenmal deutlich und klar bewußt geworden, aber er hatte versäumt, gültige Regeln für später daraus abzuleiten. In Genf war es ihm dann nicht anders ergangen: er hatte gerade noch aus der Stadt fliehen können, das kalvinistische Verhaftkommando hatte schon bei seinen Wirtsleuten in der Stube gesessen. Auch den Krawall um seine Thesendisputation in Paris hatte er noch nicht vergessen: er war hingegangen wie zu einer gewöhnlichen Lehrveranstaltung. Dabei hatten die Thesen – eine Woche zuvor durch Anschlag bekanntgemacht – schon die Wellen der Diskussion aufgetürmt, ohne daß er etwas davon bemerkt hätte. Erst als bei seinem Erscheinen im Hörsaal gebuhrt und gepfiffen wurde, war ihm klargeworden, wer ihm da die Ehre gab: das Schwärzeste vom Schwarzen an der Sor-

bonne, Theologen, die nie eine seiner Vorlesungen besucht, geschweige denn eins seiner Bücher gelesen hatten. Die vermutlich nicht einmal die Thesen genau kannten, die es zu diskutieren galt. Es war ihnen gesagt worden, ihre Pflicht als katholische Christen erfordere, diesen Mann in Paris unmöglich zu machen, unmöglich für ein Lehramt und für weiteres Bleiben.

Die einhundertzwanzig Thesen hatten sich als stärker erwiesen, sie waren gedruckt worden, wenn auch erst hier in Wittenberg. Aus dem zerronnenen Traum war eine neue Hoffnung geworden. Und plötzlich diese Ablehnung.

Gentiles Befürchtungen schienen sich Giordano bald zu bestätigen. Der Streit der Parteien verschonte niemanden.

Auch ein Vorstoß beim Universitätskanzler blieb erfolglos. Müller empfing Giordano mit gewohnter Verbindlichkeit, blieb aber hart in der Sache.

„Die Drucker haben vom Rat der Stadt strenge Anweisung erhalten, in Zukunft Manuskripte von Universitätsangehörigen nur noch mit dem Zensurvermerk des Rektors zu akzeptieren. Bei Strafe eines Berufsverbots.“

„Soweit ich unterrichtet bin, war das auch bisher schon so. Und ich habe mich an diese Bestimmung gehalten. Aber gibt es nicht eine Möglichkeit, dem Rektor ein paar klärende Worte zum Inhalt des Buches zu sagen?“

Nein, diese Möglichkeit gäbe es nicht. Die Ablehnung durch Magnifizenz Zanger sei endgültig. Und sie sei wohlbegründet. „An unserer Alma mater tun sich große Dinge, Herr Doktor Bruno. Wir sind dabei, Sachsens Zukunft neu zu gestalten. Und wir werden jede Störung zu unterbinden wissen. Das werden Sie sicher verstehen.“

Giordano war müde. Er würde nicht kämpfen.

„Ich verstehe nur so viel, daß meines Bleibens hier nicht mehr lange sein wird. Zehn Monate bin ich jetzt hier. Wer weiß, ob es zu einem ganzen Jahr reicht.“

„Aber Herr Kollege, warum so übereilte Entschlüsse? Jeder ist aufgerufen, an der Neugestaltung teilzuhaben, mitzuwirken durch das, was ihm selber am Herzen liegt. Ihre Vorlesung über Aristoteles findet guten Anklang. Und sie ist nach wie

vor das einzige auf diesem Gebiet, was wir vorweisen können. Erinnern Sie sich an unser Gespräch anlässlich Ihrer Eintragung in die Matrikel?"

Traurig nickte Giordano. Wie hatte sich Müller verändert seitdem . . .

„Nur – machen wir uns nichts vor. Sie haben zu offensichtlich versucht, diese Vorlesung zur Verbreitung gewisser Meinungen zu mißbrauchen, die der Lehre des Aristoteles diametral entgegenstehen. Ich muß von Ihnen verlangen, damit Schluß zu machen. An einer Vorlesung über Aristoteles besteht nach wie vor großes Interesse – nicht aber an einem schlecht getarnten Kolleg über Kopernikus.“

Giordano stand auf. Hier gab es nicht mehr viel zu sagen.

„Wissen Sie, was Sie von mir verlangen? Eine Absage an mein ganzes bisheriges Leben. Ich bin aber ein Mensch und keine Schlange, Herr Kanzler, und kann nicht einfach aus meiner Haut kriechen.“

Endlich erwacht, ging Giordano mit energischen Schritten zur Tür. Drehte sich noch einmal um.

„Ihre großen Dinge interessieren mich nicht. Sie gehen an dem vorbei, was ich unter Wahrheit verstehe. Rechnen Sie daher nicht mit meiner Unterstützung.“

Der Auftritt verwirrte Giordano. Vor der Stadt, auf den Elbwiesen, suchte er Ruhe.

Erst Leiser und jetzt Kanzler Müller . . .

Glaubten sie wirklich, er wäre für Sachen zu engagieren, die ihn im Grunde nichts angingen?

Was bedeutete Luther für ihn, was Melanchthon?

Zwei Feinde der kopernikanischen Lehre.

Zwei Kirchenmänner, in deren Namen sich Pfaffen und Theologen die Köpfe einschlugen. Und wenn man die Unruhe in der Stadt richtig besah, auch Krämer und Apotheker. Gut – beide Reformatoren hatten Rom die Stirn geboten und damit die alte Welt aus den Angeln gehoben. Aber Ämterjagd, Kriechertum, Gängelei hatten ihre Reformation überlebt. Wittenberg war selbst ein neues Rom geworden – freilich in einer Nufschale.

Was ihn selbst bewegte, sein eigenes Trommeln und Pfeifen,

sein Lied von der Suche nach Wahrheit und dem Gesicht der unendlichen Welt, ließ sich nicht einfügen in einen heroischen Chorus, welcher Tonart auch immer. Er würde ihnen beweisen, daß er nicht käuflich war für ein akademisches Lehramt.

Und wäre es dadurch, daß er weiterzog.

Auch Elias Himmelfahrt war eine Flucht gewesen, natürlich. Und doch hatte diese Flucht die Grenze gezogen zwischen dem Glauben an Gott und dem Glauben an Baal: Einen einzigen Glauben aber konnte der Mensch nur haben.

Hier hingen sie alle Baal an, auch wenn er die unterschiedlichsten Gesichtszüge trug. Elia aber war allein übriggeblieben von den Propheten des Herrn. Und er war aufgerufen, sich zu ihm zu bekennen.

Erst am Abend, bevor die Tore geschlossen wurden, ging Giordano zurück in die Stadt.

12.

Die vierspännige Reisekutsche schob sich auf dem staubigen Weg müde vorwärts. Scharf ließ der Kutscher die Peitsche knallen. Die Pferde waren von der langen Fahrt und von der Mittagshitze bis aufs letzte erschöpft.

Durch das offene Fenster des Wagens sah Pfeiffer erwartungsvoll auf die vorbeiziehende Landschaft. Bald mußte das Ziel der Fahrt zu sehen sein: der Königstein.

Die Höhe von Wehlen hatten sie schon passiert. Das Elbtal war eng geworden, steile Felsen erhoben sich aus den Uferwiesen.

Pfeiffer lehnte sich in die bequemen Wagenpolster zurück. Sein Gegenüber, ein Kammerherr des Kurfürsten – ein neuer Kammerherr, den es zu seiner, Pfeiffers, Zeit noch nicht gegeben hatte –, war eingenickt, müde von der Hitze und sicher auch vor Erschöpfung.

Er war die Nacht durchgefahren, schon früh um vier Uhr

bei Pfeiffer gewesen und hatte den Befehl des Kurfürsten überbracht: auf dem Königstein zu erscheinen, um über Verlauf und Ergebnis der Visitation zu berichten. Unverzüglich.

Bei dem übereilten Aufbruch hatte Pfeiffer zunächst Unwillen in sich aufkommen gespürt. Jetzt, nach fast überstandener Fahrt, war er ruhig und auch ein wenig zufrieden: man brauchte ihn noch. Er war nicht abgetan, war vielleicht sogar auf dem besten Wege, jenes Arrangement zustande zu bringen, das zu erreichen er nach Abschluß der Visitation stärker als jemals zuvor gewillt war.

Es bestand keine Aussicht mehr, die Sache Concordia in nächster Zeit wiederbelebt zu sehen: das Staatsluthertum, die Ubiquitätslehre, die Vormacht der Landstände. Und vor allem der Zwang, das Concordienwerk als alleinige Religionsrichtung anzuerkennen. Darin hatte dieser Müller sicherlich nicht nur für Wittenberg recht: Es würde so lange keinen Frieden geben, wie die Verpflichtung bestand, auf dieses Buch den Eid zu leisten.

Wahrscheinlich sogar, sagte sich Pfeiffer, würde Krell bei der Gleichheit der Bekenntnisse nicht für ewig haltmachen, würde eines Tages eine Art Melanchthon-Concordia herzaubern. Aber so etwas brauchte sicherlich noch viel Zeit, Gott sei Dank.

Pfeiffer entsann sich aus den Jahren am Hofe vieler Gelegenheiten, bei denen er Krells Ausdauer hatte bewundern können: auf Jagden, bei Bällen, zu Familienfesten der Albertiner. Immer hatte der Erzieher des Kronprinzen sich durch zähes Festhalten an dem einmal ins Auge gefaßten Ziel ausgezeichnet.

Vielleicht entsann sich auch der neue Kanzler seines Vorgängers, eigentlich waren sie nie gegeneinandergeraten. Vielleicht winkte eines Tages neue Gnade – auch durch den Kurfürsten. Nur durfte er, Pfeiffer, inzwischen nicht den Anschluß verpassen . . .

Als der Wagen von der Uferstraße zur Festung hinauf abog, hatte sich Pfeiffer einen Plan schon zurechtgelegt. Er selbst würde Christian zum Schluß seines Vortrages empfehlen, bei der Verpflichtung von Geistlichen und von Lehramts-

personen den Eid auf die Concordienformel entfallen zu lassen. Recht hatte Müller.

Aber nicht nur er hatte sich so geäußert.

Nachdem sie die Aussage des Wittenberger Kanzlers zu Protokoll gehabt hatten, waren auch andere Professoren vorbehaltlos für eine freiere Auffassung in Religionssachen eingetreten: Major, Wesenbeck, Espich. Und sogar der noch einmal vernommene Zanger. Melanchthon hätte seine Freude gehabt an so gewichtigen Nachfahren. An Einsicht gemangelt hatte es eigentlich nur bei diesem Leiser, den sie erst kurz vor Schluß gehört hatten. Entweder wollte der nicht sehen, worauf die ganze Sache hinauslief, oder er war einfach kurzsichtig, schließlich gab es auch so etwas. Sollte er.

Pfeiffer schüttelte den Kopf.

Wer nicht mit der Zeit ging, der wurde von ihr übergangen.

Das Rumpeln beim Überfahren der Zugbrücke riß ihn aus seinen Gedanken. Seit Christian den Ausbau der Fortifikationen auf dem Königstein hatte beginnen lassen, war Pfeiffer noch nicht wieder hier gewesen. Neugierig lehnte er sich aus dem Wagenfenster.

Das Vorwerk. Die Tordurchfahrt in den Festungshof. Alles machte einen soliden, wenn auch noch unfertigen Eindruck. Zwischen den Sandhaufen lag getötetes Wild, steckten Spieße und anderes Jagdgerät von Christians Gefolge.

Als der Wagen hielt, riß ein Page den Schlag auf, klappte den Tritt herunter.

„Sie werden bereits von Durchlaucht erwartet. Wenn Sie mir bitte folgen würden.“

Erst auf der kurzen Treppe fiel Pfeiffer ein, warum er beim Aussteigen zunächst gestutzt hatte: noch war er es nicht gewohnt, nur von einem Pagen erwartet zu werden. Bei Hofe, als Kanzler... Er mußte über sich selbst lächeln. Hatte es nicht gleich nach seiner Absetzung Tage gegeben, an denen er fürchten mußte, als Staatsgefangener auf den Königstein zu kommen? Jetzt war er hier und war frei und würde nach Lage der Dinge auch wieder frei von hier abziehen. Was tat es da, wenn ihn nur ein Page empfing? Würde ein Page ihn auch wieder verabschieden, dann war es gut so.

Sie traten in einen dämmrigen Saal im Obergeschoß eines der niedrigen Häuser. Lärm und der Geruch nach Braten und Bier schlug Pfeiffer entgegen.

Er sah Christian auf einem Faß sitzen, in der Rechten einen fast abgenagten Knochen, mit der Linken den Schaft einer Jagdlanze auf den Boden stoßend und wieder und immer wieder stoßend, wie es der Takt eines Liedes verlangte, den ein Teil der Weidgenossen mitgrölte. Pfeiffer trat dicht neben Christian. An einem Tisch, unweit von dessen Faß, entdeckte er Krell. Auch dieser bewaffnet mit einem Bratenstück, vor sich einen schaumvollen Bierkrug.

Pfeiffer überlief es. Er versuchte, sich selbst in Gesellschaft von Kurfürst August unter ähnlichen Umständen vorzustellen, aber es gelang ihm nicht. Ihre Jagdausflüge waren stets frei von derartiger Roheit gewesen, sie hatten fast etwas von einer ehrfürchtigen Reverenz gehabt, die der Herrscher dieses Landes der Natur und den Wäldern erwies. Sie hatten sich dabei entspannt, über Gott und die Welt geplaudert, mit fürstlichen Gästen und Botschaftern fremder Herrscher ein paar unbeschwertere Tage erlebt. Auch getrunken hatte man, sicher. Aber so etwas... Pfeiffer fror angesichts dieser bacchantischen Szene.

Jetzt hatte Krell den Altkanzler bemerkt. Durch das Brüllen hindurch ging er auf Christian zu, hielt sich fest an ihm, schamlos, schien ihm etwas ins Ohr zu flüstern.

Christian wandte sich auf seinem Faß mühsam um. Um nicht herunterzukippen, ließ er den Spieß fallen und hielt sich fest. „Ihr könnt alle gehen!“ rief er überlaut und wischte mit einem Schleudern des Armes die grüne Gesellschaft hinaus. „Ihr könnt alle gehen. Jetzt wird mir mein Pfeiffer seine neuesten Jagdgeschichten erzählen. Halali in Wittenberg...“

Er lachte dröhnend, schlug sich auf die Oberschenkel.

„Jawohl, Pfeifferlein, deine allerneuesten Jagdgeschichten will ich hören. Gleich jetzt.“

Fürsorglich und unbeholfen rückte er einen Stuhl zurecht.

„Setz dich und erzähle. Aber zuerst einmal sag mir: haben dir die Professoren auch so aufs Wort gehorcht wie mir meine Jäger?“

Pfeiffer lachte beflissen, hob bescheiden abwehrend beide Hände.

„Ich bitte Sie, Durchlaucht, wer würde sich mit Ihnen zu messen wagen?“ Wieder lachte er. „Auch sollte mir niemand gehorchen, wenn mir das zu bemerken gestattet ist, sondern ich selbst sollte bei der Visitation im Lande herumhorchen, sozusagen.“

„Gut, sehr gut sogar!“ lachte Christian, schrie es fast in den leeren Saal. „Und was hast du erhorcht? Wie steht es um die Studenten und Professoren? Ist man noch immer trinkfest an unseren Universitäten?“

Pfeiffer setzte sich aufrecht. Tief zog er dabei die widerlich riechende Luft ein.

„Der Bericht der von mir geleiteten Visitationskommission ist gestern im Amt Ihres hochverehrten Herrn Kanzlers hinterlegt worden.“

Er machte eine knappe Verbeugung zur Seite.

Erst jetzt, Pfeiffers Blick folgend, merkte Christian, daß Krell dageblieben war.

„Ich habe gesagt, ihr sollt alle – nein, du bleibst hier!“ unterbrach er sich selbst. „Mein Kanzler wird wohl dabeizusein haben, wenn ich mich mit seinem Vorgänger unterhalte.“

Zufrieden mit dieser Entscheidung verschränkte er seine Arme über dem Bauch.

„So, und nun rede. Rede ganz ungeniert, Pfeifferlein! Aber verschweige mir nichts, hörst du? Und sag mir vor allem, ob die Pfaffen noch immer an diesem Fetzen Papier hängen, an dieser Concordia?“

Pfeiffer erzählte, erzählte der Reihe nach, obwohl ihm die burschikose Frage des Kurfürsten das Konzept umgeworfen hatte. Er sprach von den materiellen Sorgen der Schulen und Universitäten, von vielem, was besser gemacht werden könne, wenn man den Rat in Wittenberg verpflichte, mehr für die Akademie zu tun. Berichtete von fehlenden Leichen für die anatomischen Sektionen ebenso wie vom dringend nötigen Neubau des Karzers. Kam dann auf die Concordienformel.

„Dies scheint mir selbst bei vorsichtigster Verallgemeinerung das brennendste aller Probleme zu sein. Das Haupt-

ärgernis sozusagen, dessen Beseitigung mit einem einzigen Schlag viele andere Ärgernisse hinwegräumen würde.“

„Hinwegräumen, so? Glauben Sie das?“

Zum erstenmal unterbrach Christian Pfeiffers Rede. Und obwohl seine Frage einen leicht ironischen Unterton nicht verbergen konnte, behielt sein Gesicht einen ernsten und fast starren Ausdruck. Das lange Zuhören hatte ihn müde, aber auch nüchtern gemacht. Mit vorgebeugtem Körper, die Arme aufgestützt, sah er den Kanzler seines Vaters erwartungsvoll an.

Pfeiffer hielt dem Blick stand.

„Jawohl, das glaube ich fest. Erst wenn der Zwang zum Eid auf die Concordienformel fällt, wird Frieden in Ihrem Lande einziehen, Durchlaucht!“

Ungewollt hatte er Müllers Worte gebraucht. Er bemerkte es und setzte rasch hinzu: „Als nach dem Schmalkaldischen Krieg die Alma mater in Wittenberg wiedereröffnet wurde, war es die erste Amtshandlung des neuen Rektors. Melancthon zurückzurufen. Heute würde ihn wohl niemand dazu bewegen können – es sei denn, er wäre von dem Eid auf die Concordienformel befreit.“

„Ja, Melancthon.“

Christian sah auf Krell. Warum schwieg er? Warum schwieg er gerade jetzt?

Oft genug hatte er versucht, die fürstliche Einsicht in diese Richtung zu lenken. Man könne den zweiten Schritt nicht vor dem ersten tun, hatte es immer geheißsen. Und jetzt, da Christian bereit war, den zweiten Schritt zu gehen – jetzt schwieg der Kanzler.

Aber sein Schweigen änderte nichts mehr an Christians Entschluß. Die Zeit war reif. Der zweite Schritt durfte nicht unterbleiben. Es war nicht einzusehen, warum man noch zögern sollte.

Der Kurfürst stand auf. Reckte sich, strich sein Jagdkleid glatt.

„Ich denke, Sie sehen das richtig, Pfeiffer. Wir werden das Nötige bald veranlassen.“

Selbstzufrieden lehnte er sich an das schmale Fenster. Wenn

der Kanzler schwieg, hatte er wohl die Pflicht, selbst zu entscheiden. Er wischte die Scheibe blank und sah hinaus. Dies alles war sein Land: die Berge, der Fluß, die Wälder. Jedes Haus dort in dem Spielzeugstädtchen gehörte ihm, ebenso die Kirchen, die Wagen, die Menschen. Zwergenhaft sahen sie aus von hier oben. Er wußte, Gott hatte ihn berufen, ihre Wege zu lenken. Gott und seine eigene fürstliche Herkunft.

Der Gedanke erschreckte Christian. Verriet er nicht einen Mangel an Demut? Schließlich ließ sich auch seine Geburt auf Gottes Ratschluß zurückführen.

Mit einem Ruck wandte Christian sich um, wischte die unziemlichen Ideen beiseite.

„Gab es sonst noch Bemerkenswertes in Wittenberg? Wie sieht es aus mit den philosophischen Disziplinen? Ich hoffe, es werden keine fremden Irrlehren zu uns eingeschleppt?“

Pfeiffer hielt dem Blick des Kurfürsten stand: „In dieser Hoffnung muß ich Sie leider enttäuschen, Durchlaucht.“ Wie ihm bekannt geworden sei, würden von allerlei zugereisten Dozenten aristotelesfeindliche Lehren verbreitet, und dabei sei Aristoteles, wenn er dies ergänzen dürfe, der Fürst der antiken Denker, in Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift, wohl-gemerkt. Teilweise geschähe die Verbreitung jener ihm feindlichen Lehren sogar unter dem Vorwand, eine Erneuerung des Aristoteles zu betreiben. Und es sei nicht selten, daß von den gleichen Leuten die Irrlehre des Kopernikus ausgestreut werde: das heliozentrische Weltbild.

„So ist mir in Wittenberg von einem italienischen Doktor berichtet worden, einem früheren Mönch, der behauptet, Kopernikus sei ihm gewissermaßen zu artig, seine Lehre von der Sonne im Weltmittelpunkt sei erst die halbe Wahrheit. Wenn es nach ihm ginge, gäbe es auf irgendeinem weit entfernten Stern, der unserer Erde gleicht, noch einmal ein solches Sachsen wie dieses, noch einmal einen von Gott begnadeten sächsischen Kurfürsten, noch einmal ein solch ritterliches Jagdfest wie dieses. Einfach lächerlich das! Und so etwas nennt er unendliche Welt. Er soll ein Buch mit besonders abwegigen Lehren bei uns herausgebracht haben.“

„Nun gut, lassen wir solche Hirngespinnste. Solange das Ein-

zellerscheinungen bleiben, sind sie nicht gefährlich. Sie lassen sich ausräumen. Und das kann ich meinen Professoren doch wohl beruhigt alleine zutrauen. Mir liegt daran, keine allgemeine Gefahr aufkommen zu lassen. In Sachsen ist nach wie vor Aristoteles unsere Richtschnur und nicht dieser . . . dieser Pole Kopernikus. So etwas dulde ich nicht. Und daran wird auch der Wegfall des Concordieneides nichts ändern.“

Jetzt war Krell zu den beiden getreten.

„Warum sollte sich auch etwas ändern? Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde und gab ihm die Erde zur Bleibe. Wo anders aber könnte die Heimstatt des gottgleichen Menschen sich wohl befinden als im Zentrum des Weltalls? In dieser Frage sind Melanchthon und Luther sich völlig einig.“

„Jawohl. Völlig einig!“ echote Christian. „Lassen Sie sich“, wandte er sich an Pfeiffer, „etwas von unserem ausgezeichneten Wildbret vorsetzen. Und wenn Sie sich ordentlich ausgeruht haben, fahren Sie nach Dresden zurück. Sie hören wieder von mir, wenn ich Ihren Bericht gelesen habe.“

Damit wandte der Kurfürst sich um und ging mit Krell aus dem Saal.

Pfeiffer war überrascht, aber auch froh, die Sache so schnell und so gut überstanden zu sehen. Er schritt die Treppe hinab in den Hof. Tief atmete er die würzige Bergluft.

Ein blauer, mit weißen Wolken betupfter Nachmittags-himmel überspannte die Landschaft.

Pfeiffer fühlte plötzlich ein starkes Verlangen, die enge Festung zu verlassen und den Berg hinabzulaufen bis an die Elbe. Aber schon am inneren Burgtor wurde er aufgehalten.

„Niemand verläßt die Festung! Wir erwarten einen Transport.“ Zwei Hellebardiere versperrten die Ausfahrt.

„Einen Transport?“

„Was für einen Transport?“

„Wie lange wird es wohl dauern?“

Jägervolk, Diener und Lieferanten stauten sich vor dem Tor. Sie reckten neugierig die Häuse, drängelten, sprachen erregt durcheinander.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Die Lanzenmänner drängten sie zur Seite.

„Platz da, Platz da. Macht den Weg frei, verdammt!“

Durch das Tor sprengten sechs Reiter. Grell schrie das Pflaster auf unter den Hufen der Pferde.

Die Reiter sahen ab, verlängerten das Spalier der Neugierigen. Eine schwere Kutsche schob sich durch die Toreinfahrt in den Hof. Neben dem Kutscher saß ein Soldat, mit Büchse und Säbel bewaffnet. Die Fenster des Wagens waren verhängt.

„Brrr . . .“

Der Soldat sprang ab, riß die Wagentür auf. Von innen her wurde der Vorhang beiseite geschoben. Ein behelmter Kopf sah hinaus.

Schaulustige umringten den Wagen. Pfeiffer war unter ihnen. Er glaubte nicht richtig zu sehen: aus dem Wagen stieg Miro, den kräftigen Körper gebeugt. Die Hände waren mit Ketten zusammengeschlossen. Er trug seinen schwarzen Talar.

„Ein Geistlicher!“ wurde gezischt. „Jetzt fängt es wieder an damit.“

„Ja, aber diesmal trifft es die richtigen. Warum ist er nicht ruhig geworden, nachdem er das Hofpredigeramt verloren hatte . . .“

Pfeiffer vernahm die Worte wie in einem bösen Traum. Miro . . . Mochte Gott ihm die Prüfung erleichtern.

Er versuchte zurückzutreten. Aber er wurde nach vorne gedrängt, in die erste Reihe. Als man Miro vorbeiführte, trafen sich ihre Blicke.

Der Gefangene verlangsamte seine Schritte. Ein derber Stoß des Begleitsoldaten ließ ihn stolpern. Ungelenk riß er die gefesselten Hände hoch, fing sich wieder. Man führte ihn in den hinteren Festungshof, den Verwahrungsort für wichtige Staatsgefangene.

Pfeiffer wandte sich ab. Trotz aller Gewissensbisse fühlte er sich schuldlos. Hatte er nicht rechtzeitig gewarnt? Mit Krell war nicht zu spaßen.

Sogar ein Beispiel hatte er zu geben versucht. Und er würde darin nicht nachlassen, nun erst recht nicht.

„Das Tor kann wieder passiert werden!“ hieß es.

Inmitten der zurückflutenden Menge blieb Pfeiffer stehen. Er spürte kein Verlangen mehr, den Berg hinab an den Fluß

zu gehen. Aber auch hier auf der Festung wollte er nicht länger bleiben.

Er fand seinen Kutscher nach kurzem Suchen in der Gesindeküche, hieß ihn anspannen und fuhr auf dem kürzesten Wege nach Dresden zurück.

13.

Nach der Abreise der vier gestrengen Visitatoren war das äußere Leben in Wittenberg zunächst weitergegangen, als sei nichts geschehen. Auf den Tanzböden wurde weitergetanzt wie bisher und in den Fechtschulen – erlaubt oder unerlaubt – weitergefochten.

Anfang Juli brachte die Eilpost aus Dresden die Leichen zweier gehenkter Diebe mit einem Begleitbrief an die medizinische Fakultät. Darin wurden die Professoren gebeten, die beiden Galgenvögel zwecks Veranschaulichung ihrer Körperkonstitution auszuweiden und der studentischen Jugend zu demonstrieren. Die Knochen sollten dabei präpariert und – als Skelette zusammengefügt – nach Dresden rücküberstellt werden. Dort stünden sie in der kurfürstlichen Kunstkammer bereit, bei Notwendigkeit erneuter Demonstration jederzeit sofort nach Wittenberg übersandt zu werden.

Nach diesem makabren Anlauf setzte das Echo auf die Visitation nicht mehr aus. Es wurden die alten Kleider- und Tanzvorschriften verschärft und die Strafsätze für Verstöße dagegen erhöht. Es wurde das Waffentragen für alle Studenten verboten, die nicht von Adel waren oder aus der Begleitung eines Adligen stammten. Und es wurde Geld angewiesen für den Bau eines neuen Karzers, damit die alten und neuen Anordnungen auch geachtet und die Studenten – wie es abschließend in dem Kanzleidekret hieß – nicht nur zu gelehrten und frommen, sondern auch zu folgsamen Landeskindern heranwachsen, geeignet für allerlei Dienste im Kurfürstentum.

Als der Sommer am heißesten war, fiel schließlich die Verpflichtung zum Eid auf die Concordienformel bei der Übernahme weltlicher und auch geistlicher Ämter.

Die sommerliche Hitze ließ den Wasserstand in der Elbe stark absinken. Der Schiffsverkehr kam zum Erliegen.

Die kurfürstlichen reitenden Boten brachten neben den Sendschreiben an Rektor und Bürgermeister auch noch andere Neuigkeiten mit, die sie in den Herbergen austreuten, von wo sie sich mit Windeseile in der Stadt und an den Fakultäten verbreiteten: daß es nach Miros Verhaftung keinen neuerlichen Ärger mit Lutheranern gegeben habe; daß die Allianz mit der Pfalz kurz vor dem Abschluß stehe; daß – sei das Bündnis erst einmal perfekt – bald ein vereinigt protestantisches Heer den Hugenotten in Frankreich zu Hilfe eilen und die Opfer der Bartholomäusnacht rächen werde.

Die Gerüchte von einer bevorstehenden Waffenhilfe für Heinrich von Navarra riefen breites Interesse wach. Man sprach von einer vieltausendköpfigen Streitmacht, für die schon geworben werde, ja sogar davon, daß eine pfälzische Vorhut unter Fabian von Dohna schon nach Frankreich hinein unterwegs und der Aufbruch der Sachsenabteilung nur noch eine Frage weniger Wochen sei.

Aber wie dem auch war – für einen Krieg wurden Pferde benötigt, Waffen und Kleidung, Nahrungsvorräte. Die Geschäftigkeit an den Marktdienstagen nahm zu, trotz stark gestiegener Preise wuchsen die umgeschlagenen Warenberge. Vorbei war es mit der Gemütlichkeit mohrrübenhandelnder Bauern. Die Wittenberger schienen vom Fieber erfaßt worden zu sein.

Giordano erkannte die Stadt nicht wieder. Solcher Unrast hatte er sie nicht für fähig gehalten.

An einem Sonntagmorgen ging er mit Simon Hempel in die Schloßkirche. Seit dem Winter wurde der Gottesdienst dort wieder in lateinischer Sprache gehalten. Der Prediger, den die beiden nicht kannten, holte weit aus. Er bemühte sich, seinen Zuhörern keinen Zweifel daran zu lassen, wes gut kalvinistischen Geistes Kind er war.

„Ziehet an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnet

gegen die listigen Anläufe des Teufels. Gottgefällig ist das Werk jener fleißigen Handwerker, die den Glaubensbrüdern hinter dem Rhein den Arm stärken mit ihren Lanzen und Schwertern. Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist! Durch uns wird Gott die Papisten schlagen und mit ihnen alle, die die Reinheit des Abendmahls in den Schmutz ziehen. Laßt uns für alle unsere hugenottischen Brüder in Frankreich beten, für alle, die sich unserer gottgefälligen Sache verschrieben haben und die bereit sind, dafür Opfer auf sich zu nehmen. *Pacem fratibus, et charitatem cum fiducia opto a Deo Patre, et Domino Iesu Christo. Amen.*"

Mit einer schwungvollen Gebärde schloß er das Buch vor sich auf der Kanzel.

Giordano war außer sich. Christus hatte die Händler aus dem Tempel gejagt, jetzt war der Tempel ein Forum der Händlermoral geworden. Und das alles, nachdem sich die Kirche an Haupt und Gliedern erneuert hatte . . .

Hempel war gelassener, sagte, als sie nach dem Gottesdienst durch die Stadt gingen: „Sie überschlagen sich alle. Jeder wittert das Geschäft seines Lebens: das große Geschäft mit der richtigen Seligkeit. Und natürlich mit Landsknechtskleidern aus Wittenbergs Schneiderstuben und mit wittenbergischem Dörrfisch. Das ist ihre Welt. Darum hat sich alles zu drehen. Und wer diese Welt durcheinanderzubringen versucht, ist natürlich nicht sehr gefragt!“

Sie kehrten im Ratskeller ein, bestellten sich Bier.

Studenten und Bürger saßen beim Frühschoppen in dem dämmrigen Raum. Es wurde laut durcheinandergesprochen: über das Wetter und über Kornpreise, über die Hinrichtung der schottischen Königin Maria Stuart im fernen Northampton vor wenigen Monaten erst und auch über Leisers Verschwinden aus der Öffentlichkeit. Er habe, so wurde erzählt, gesagt, lieber wolle er papistisch werden als kalvinistisch. Seitdem sei ein Kanzelverbot gegen ihn ergangen.

„Dann werden Sie wohl in der nächsten Zeit Ruhe haben vor ihm!“ flüsterte Hempel Giordano zu.

Stumm nickte Bruno. Wie wenig ihn all das interessierte! Und doch ging es ihn etwas an: soviel hatten die letzten Er-

eignisse ihn gelehrt. Wer nicht mitspielte, dem wurde mitgespielt.

„Bald wird auch er vor mir Ruhe haben und die anderen ebenso!“

Mitten im Schluck setzte Hempel den Krug ab, wischte den Schaum vom Mund. Giordano fuhr ruhig fort: „Ich denke, ich werde noch bis Semesterschluß lesen und dann nach Prag gehen.“

„Nach Prag? Was wollen Sie denn in Prag?“

In Hempels Frage lag tiefe Bestürztheit. Hatte Doktor Bruno in seinen Studenten nicht immer wißbegierige Zuhörer gefunden? Hatten sie nicht vermocht, ihm immer interessierte Gesprächspartner zu sein?

Sicher, dieser Mann war zu Höherem bestimmt, niemand konnte von ihm verlangen, daß er seine Zeit in kleinlichem Tageskram vertat. Hempel graute davor, sich Wittenberg ohne Doktor Brunos Kolleg vorzustellen. Die drei Stunden am Dienstagmorgen waren für ihn und seine Kommilitonen eine Insel gewesen, eine Oase des Geistes, ein Labsal. Was ohne sie übrigbleiben würde, war Alltagskost. Hatten sie so gar keinen Anspruch auf etwas, das darüber hinausging?

Jetzt sah er Bruno fast bittend an. Hörte ihn sagen:

„Was ich in Prag will? Dort residiert der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Vielleicht nimmt er eine Zueignung meines Buches von der fortschreitenden Logik an. Wie man hört, ist Kaiser Rudolf der Philosophie gegenüber sehr aufgeschlossen.“

„Ja, das hört man. Aber – nicht nur der Philosophie gegenüber. Auch den schwarzen Künsten: der Alchimie und der Astrologie.“

Hempel versuchte in einem Anfall verzweifelter Ratlosigkeit, Brunos erwartungsvolle Vorstellungen von Prag und dem Kaiserhof auf nüchternen Boden zu ziehen.

Ein stilles Lächeln war alles, was er erreichte.

„Wer würde sich dazu aufschwingen, die Grenzlinie festzulegen zwischen der Wissenschaft und den schwarzen Künsten? Jeder von uns ist noch immer der Zeit verpflichtet, die vieles mit dunklen Kräften erklären mußte. Vieles, was heute klar

vor unseren Augen liegt. Warum sollte die kaiserliche Majestät dabei eine Ausnahme bilden? Und auch ich selbst nehme mich davon nicht aus. Wie Sie wissen, hat sogar Kopernikus sich als belastet erwiesen.“

„Das heißt, Sie halten es durchaus für möglich, daß spätere Zeiten mitleidig über das lächeln werden, was wir heute als letzte Weisheit ausgeben?“

„Keinesfalls schließe ich das aus. Die Erkenntnis geht vorwärts. Sie ist durch nichts von ihrem Weg abzubringen. Täglich trennt sie sich von alten Bildern. Darum sollte man nachsichtig sein, wenn es in dieser oder in jener Herberge auf dem Wege der Wahrheit längeren Aufenthalt gibt. Wer die Erkenntnis auf ihrem Wege ein Stück begleiten darf, sollte sich glücklich schätzen.“

„Und Ihr Entschluß ist unabänderlich, Doktor Bruno? Sie werden uns im September verlassen?“

„Ich denke ja. In den Ferien, während der Leipziger Messe, wird sich vielleicht eine günstige Reisegelegenheit bieten.“

Verlegen drehte Simon Hempel den leergetrunkenen Bierkrug auf dem Tisch hin und her. Der Lärm der Gespräche ringsum hatte zugenommen. Er war wie ein Strom, der an ihm vorbeifloß, ohne ihn mitzureißen.

Im September also. Das war sehr bald.

Hempel stand auf.

„Ich gehe zu Straub. Wir müssen die Instrumente vorbereiten für heute abend.“

Giordano ging mit ihm. In der Tür wurden sie beide von einer Gruppe Studenten erfaßt, wurden mitgerissen, hinausgedrängt auf den Markt, in die Mittagssonne. Hier verloren sie sich aus den Augen.

Der Platz war voll diskutierender Grüppchen, die gegeneinander wogten, sich teilten, ineinander aufgingen.

Das war schon seit Tagen zu einer gewohnten Erscheinung geworden. Auch nachts, wenn die Stadt sich abgekühlt hatte, zogen Studentenhäufen die Gassen entlang und skandierten, was sie tagsüber aufgeschnappt oder was sie sich ausgedacht hatten. Es blieb nicht aus, daß die verschiedenen Grüppchen sich in die Haare gerieten, daß die Stadtwache dazwischenfuhr

und daß die Studenten dann ihren Streit vergaßen und sich gemeinsam gegen die Stadtsoldaten zur Wehr setzten.

An diesem Juliabend wurden Hempel und seine Kommilitonen unterwegs zu ihren Sternbeobachtungen von einer Streife der Stadtwache angehalten. Sie sahen plötzlich den schmalen Weg durch Hellebardiere versperrt.

„Im Namen von Ordnung und Recht: Werft eure Waffen weg!“

„Was für Waffen? Wir haben keine Waffen!“

„Verschlimmert eure Lage nicht noch! Was tragt ihr denn sonst auf den Schultern mit euch herum?“

„Gradstöcke, Jakobsstäbe und ein Triquetrum. Astronomische Instrumente. Warum interessiert euch das?“

„Wenn ihr denkt, ihr könnt uns in der Dunkelheit täuschen, dann irrt ihr euch. Ein letztes Mal also: Werft die Waffen weg!“ Wild durchfuchteten die Wachmänner mit Fackeln die Dunkelheit. Mit ihren Lanzen schlugen sie nach den Stangen auf den Schultern der jungen Männer. Aber sie stießen auf Gegenwehr. Steinwürfe und Fausthiebe gab es zu spüren.

Als die Behelmtten sich wieder sammelten und mit blanker Waffe vorgingen, zerstreuten sich die Studenten. Ihre Messlatten ließen sie zerbrochen zurück.

Auf dem Wall traf Bruno einen händeringenden Straub, der die aufgebrachten Studenten zu beruhigen suchte. Was hätte es – suchte er zu beschwichtigen – für einen Zweck, sich mit der Obrigkeit anzulegen. Sie sei gottgewollt, und ihren Rat-schluß und ihren Befehl müsse man befolgen. Schade sei es nur eigentlich um die Messinstrumente. Wer weiß, wie man zu neuen käme und wann . . .

„Schade ist nur, daß wir keinen von diesen Wegelagerern umgelegt haben!“ Hempel war außer sich. So etwas hatte er nicht für möglich gehalten.

„Wir sind hier, um etwas zu lernen, nicht, um uns mit der Polizei zu prügeln. Aber wir sind auch kein Freiwild für diese Spießgesellen. Wenn sie uns nicht in Ruhe lassen, wehren wir uns.“

Das klang einleuchtend. Giordano gefiel die Entschlossenheit, die daraus sprach. Wer weiß, was er selbst erreicht hätte,

wäre er manchmal so entschlossen gewesen. So war er immer nur weitergeflüchtet . . .

„Wir sollten über dem Zorn nicht die Sterne vergessen“, lenkte er ein. „Ihr leuchtendes Schweigen bringt uns Kunde von fernen Welten, vielleicht auch von denkenden, vernünftig handelnden Wesen. Viele der unzähligen Sonnen sind sicher von Planeten umkreist, auf denen es Leben gibt wie auf unserer Erde. Das liegt schon im Begriff der unendlichen Welt begründet.“

Sie vertieften sich in das kalte Flimmern der Sterne und vergaßen die Rauferei schließlich.

Stadtkommandant Schilt nahm den nächtlichen Zwischenfall zum Anlaß für eine Verstärkung der Wachmannschaft an den Toren, am Schloß und auf den Wallbastionen. In den Straßen gingen die Streifen ihre Runde, mit riesigen Schilden bewaffnet, die in einer Ecke der Waffenkammer gelegen hatten – scheinbar für immer vergessen.

Zu neuen Zwischenfällen kam es einstweilen nicht, weil die Lanzenmänner Befehl hatten, nur bei Gewalttätigkeiten einzuschreiten und sich von Schmährufen an ihre Adresse nicht provozieren zu lassen.

Auch die Studenten hatten sich jetzt bewaffnet. Sie trugen Messer und kurze Knüppel, hielten sich aber gleichfalls zurück.

Auf diese Weise gespannt blieb die Stille der Nächte im ganzen Monat August.

14.

Regentage lösten die Hitze ab. Unter der grollenden Frische der Sommergewitter reckten sich die erschlafften Bäume, färbte das Gras sich wieder grün. Der Staub in den Straßen war weggeschwemmt. Vor der Stadt wurden die Wege grundlos und schwer passierbar.

Seit er wußte, wie bald er ihn würde entbehren müssen, suchte Simon Hempel häufiger Brunos Gesellschaft. Wie bald war der Septemer heran und mit ihm die Leipziger Messe! Jedes Gespräch war ihm jetzt doppelt teuer.

Würde er Doktor Bruno antreffen in seiner Dachstube? Hempel sah hinauf zu den Türmen der Stadtkirche. Gleich würde es elf schlagen.

Er umging ein paar Lachen und Regenpfützen, übersprang das Rinnsal am Straßenrand der Collegiengasse.

Der schwere Türklopfer schlug hart an. Hempel erschrak: Wie, wenn seine häufigen Besuche aufdringlich wirkten? Wenn er nur aus Höflichkeit freundlich aufgenommen wurde und in Wahrheit nicht gern gesehen war?

Schon wurde die Tür geöffnet, ja, der Italiener sei zu Hause. Hempel stürzte die schmale Treppe hinauf.

„Simon, gut daß Sie kommen!“

Giordano saß am Fenster und las. Er sah auf. Als der Student in die Kammer trat, legte er das Buch beiseite.

„Ich wollte Sie schon seit dem frühen Morgen nach etwas fragen. Glauben Sie, Hempel, daß der Papst die kopernikanische Lehre eines Tages als richtig wird anerkennen müssen?“

Simon Hempel blieb in der niedrigen Tür stehen. Es tat ihm wohl, sein Kommen so freudig erwartet zu sehen. Ohne lange zu überlegen, antwortete er: „Eines Tages ganz sicher. Die Wahrheit kann niemand aufhalten.“

„Eine salomonische Antwort. Sie sind eben jung, Hempel. Ein halbes Jahrhundert spielt für Sie keine Rolle. Tun wir also mal so, als könnte ich ebenso großzügig sein, und stellen wir die ganz prinzipielle Frage: Wird es die Kirche sich jemals erlauben können, die Erde aus der Mitte der Welt verdrängt zu sehen? Dabei ist es ganz gleich, welche Kirche wir betrachten. In dieser Sache unterscheiden sie sich durch nichts.“

„Kopernikus hat sein Buch Papst Paul dem Dritten gewidmet. Sie meinen also, er sei von einem Wunschtraum geblendet gewesen?“

„Kopernikus war ganz einfach ein kluger Politiker, als Domherr von Frauenburg war er bestens vertraut mit den Gepflogenheiten der Diplomatie!“

„Und wenn er das nicht gewesen wäre?“

„Dann hätten wir heute trotzdem das gleiche Bild. Keine Verurteilung seiner Lehre ex cathedra – noch keine. Aber auch nirgendwo eine Duldung der gefährlichen Schlußfolgerungen.“ Vergaß man das Ränkespiel für einen Moment, so lief alles darauf hinaus, die Philosophie vom Glauben getrennt zu halten und die Wissenschaften als selbständige Disziplinen neben der Theologie zu betreiben . . .

Dann nannte Hempel den Grund für sein Kommen: „Ich möchte Sie zum Mittagessen einladen, Herr Doktor Bruno!“

Giordano sah seinen Gast verständnislos an.

„Zum Mittag? Ist es schon so spät, haben wir nicht noch etwas Zeit, uns zu unterhalten?“

„Man kann auch bei Tisch plaudern. Ich lade Sie ein mitzukommen. Bei Schneidermeister Weigert im Elsterviertel treffe ich einen Kaufherrn aus meiner Heimat. Er hat mir ein paar Sachen und vielleicht sogar etwas Geld von zu Haus mitgebracht. Das Weigertsche Haus ist bekannt für seine Gastfreiheit. Und für seine hübschen Näherinnen. Also kommen Sie.“

Giordano lachte.

„Nun, wenn es so ist, läßt sich Ihr großzügiges Angebot wohl kaum abschlagen.“

Sie gingen.

Man empfing sie in der Diele bei Weigerts mit großem Hallo. „Ah – die Herren Philosophen und Studiker!“

Der Kaufmann aus Saalfeld – ein kleiner agiler Mann in schwarzsamtener Reisetracht – gab Hempel ein Paket und einen Brief. „Mit besten Grüßen und Segenswünschen von Ihren Eltern.“

Voll Neugier entsiegelte der Student das Schreiben.

„Die üblichen Ermahnungen“, sagte er, nachdem er den Inhalt kurz überflogen hatte. Geld war nicht darin.

Es wurde zu Tisch gebeten.

An der langen, einfachen Tafel nahm die Familie Platz, die Gesellen, die Gäste. Und die hübschen Näherinnen und Mägde. Man trank auf das Wohl des Saalfelder Handelsherrn, wünschte ihm eine erfolgreiche Weiterreise.

„Und vergessen Sie nicht, die Aufträge für Zelte und Satteldecken so bald als möglich zu schicken.“

„Wenn Sie meinen, daß Ihnen dabei nicht die Luft ausgeht, Weigert! Sie sollten Ihre Werkstatt vergrößern. Die Zeiten sind günstig für das Geschäft. Was meinen die Herren Gelehrten: Wird es zu einer Einigung aller Evangelischen kommen gegen den Papst?“

Hempel beeilte sich mit dem Kauen, schluckte und sagte:

„Gegensätze ziehen sich an – und gleichen sich aus. Das gilt auch im Verhältnis der Evangelischen untereinander.“

Der Frager war von der schnellen Antwort jedoch nicht zufriedengestellt.

„Nun gut, nun gut. Gegensätze ziehen sich an. Aber, daß sie sich ausgleichen?“

Er zuckte die Schultern.

„Uns Calvinisten liegt die Entwicklung des Handels am Herzen. Wir brauchen als Kaufleute Weltoffenheit, einen Abbau der Handelsbeschränkungen, neue Brücken und Wege. Dazu verhilft uns aber kein Heiligenglauben und auch keine lutherische Enge. Was uns allein weiterbringt, ist der Glaube an Gott und Stärke in jedem einzelnen.“

Meister Weigert, der Hausherr, wischte sich über den Mund, räusperte sich.

„Oft wirft man uns Handwerkern vor, wir weinten der Zeit unter Kurfürst August nach. Vor allem ihr Kaufleute tut das, ja, ja“, wehrte er mit erhobenen Armen einen Einwand seines Gastes ab. „Ihr wollt es den Franzosen und Niederländern gleichtun, bei denen der Calvinismus die Hausreligion der Geldleute geworden ist. Das hat sicher alles seine Berechtigung, aber eins tut mir trotzdem leid: daß die Einheit des Reiches darunter leidet, nachdem sie von der Reformation schon stark genug angeschlagen worden war. Man sollte abwägen, ob dadurch nicht die Willkür der Einzelfürsten ermuntert wird.“

Nach einer kurzen Pause setzte er fragend hinzu: „Werden die Zeiten der Raubritter wiederkommen? Wir sollten unseren Gast aus Italien fragen, was er dazu meint. Er scheint mir ein weitgereister und welterfahrener Mann zu sein.“

Giordano verneigte sich höflich.

„Cujus regio, ejus religio. Wessen die Macht, dessen der Glaube. Ein Grundsatz des Augsburger Religionsfriedens, der auch heute noch gilt. Insofern hat natürlich das Heilige Römische Reich ausgeträumt. Keine Universalkirche mehr, keine universelle Macht. Aber – daß deswegen gleich die Raubritter wiederkommen? Ich glaube es nicht. Jedenfalls nicht als geharnischte Wegelagerer mit Pike und Morgenstern. Was natürlich nicht ausschließt, daß man auch heutzutage noch ausgeraubt wird: von ehrbaren Kaufleuten nämlich mit gottesfürchtiger Miene, die lauthals beteuern, ihnen läge das Brückenbauen am Herzen und die Weltoffenheit.“

Es wurde laut gelacht in der Runde. Auch der Gast aus Saalfeld schien Spaß zu verstehen.

„Man hat mir gesagt, Ihre eigene Weltoffenheit ginge noch weiter. Sie leugnen die Grenzen des Alls, wie ich höre?“

Ja, die leugne er allerdings, nickte Giordano. Schließlich verlangte die unendliche Erhabenheit Gottes auch ein unendliches Spiegelbild, in welchem sich unzählige Welten befänden: die unzähligen Stufen göttlicher Vollkommenheit. Zur Aufnahme dieser unendlich vielen Weltkörper aber sei ein unendlicher Raum notwendig.

„Ein unendlicher Raum? Warum nicht! Nur – was hält Sie in Wittenberg mit so kühnen Gedanken?“

„Das Wesen des Ortes ist nicht Aufnahme, sondern Begrenzung. Auch für jeden Ort auf unserem Lebensweg gilt das. Die Aufnahme, die wir erfahren, ist scheinbar, die Begrenzung tatsächlich. Wenn ich in Wittenberg bin, kann ich nicht in Neapel sein, in Rom oder Venedig. Solange ich aber nicht in Italien sein kann, muß ich in Wittenberg bleiben. Oder in Prag oder in England oder sonstwo, wo man meine Bücher druckt und mich auch sonst halbwegs in Ruhe läßt.“

„Ich verstehe. Ein wandernder Ritter der Philosophie.“

„Aber kein Raubritter!“

Man trank sich zu, lächelte.

„Und in Wittenberg, läßt man Sie da in Ruhe?“

„Halbwegs. Anfangs hatte ich hochtrabende Pläne. Oder vielmehr: man ließ mir Platz für weitreichende Träume – die

Zeiten sind längst vorbei. Aber inzwischen hat sich, so scheint mir, auch so manches andere hier geändert."

„Ja, seit dem Tode des Kurfürsten . . ."

„August starb nicht im unrechten Augenblick."

Als er das hörte, schlug Weigert mit der Faust auf den Tisch.

„In meinem Hause wird niemand das Andenken an Kurfürst August zu schmähen wagen."

Sein Gast und Auftraggeber zeigte sich wenig beeindruckt.

„Den ganzen Concordienzirkus hat er sich in den letzten zwölf Jahren runde achtzigtausend Taler kosten lassen. Ein schönes Stück Geld. Und immer noch hinterließ er bei seinem Tode vier Millionen in bar."

Die Zahlen verwirrten Weigert. Vier Millionen . . .

„Wie lange wird Christian wohl damit hauszuhalten verstehen? Auch Millionen sind eines Tages verpraßt."

„Was machst du dir darüber Gedanken. Sieh zu, möglichst viel davon selbst abzubekommen. Den Rest brauchen andere."

Der Kaufmann lachte, schenkte sich Wein nach, trank auf das Wohl der Hausfrau. „Und auf die Jugend!" Lächelnd verbeugte er sich: zu den Töchtern des Hauses, dann zu den Nähmädchen. Das Gespräch ging über in Scherze und Schmeicheleien.

Als Hempel und Bruno sich dankend verabschiedeten, war der Nachmittag vorbei.

15.

Zwar hatte der Regen vermocht, die Straßen und Wege in Sturzbäche zu verwandeln, die Gemüter aber hatte er nicht abgekühlt.

Auf der Stadt lastete schwer wie ein heraufziehendes Sommergewitter die dreifaltige Herrschaft von Rat, Schloßhauptmann und Studentenschaft. Den Donner, unter dem die Spannung schließlich zerriß, löste ein von niemandem erwarteter Funke aus.

Die Studenten hatten sich neu organisiert. Der bisherige Zusammenhalt in Fechtverbänden und Landsmannschaften verfiel. Ihre Streifenposten bewachten die Universitätsgebäude, das Augusteum, die Mensa. Sahen darauf, daß niemand Fremdes eindrang.

Bei ihrem Mittagsrundgang am ersten September wurden die Kommilitonen eines Sicherungstrupps am Coswiger Tor auf einen haltenden Planwagen aufmerksam. Sie sahen den Kutscher sich von seiner Sitzbank beugen und einer alten Frau hinauf auf den Bock helfen. Hatten die Studenten der Alten, solange sie knittrig und ziemlich zerlumpt am Straßenrand stand, keine Aufmerksamkeit geschenkt – jetzt auf einmal erregte sie ihre Neugier. Zu behende war sie auf den Kutschbock gelangt.

Mit ein paar Sätzen hatten sie den wieder angefahrenen Wagen noch vor der Torbastion eingeholt. Sie fielen den Pferden in die Zügel und stellten den verdutzten Kutscher zur Rede: „Wen nimmst du denn da mit dir in die Ferne?“

Der Mann griff nach der Peitsche, hieb auf die Pferde ein, daß sie sich bäumten, schlug nach den Studikern: „Wegelagerer, verfluchte! Banditengesindel!“

Es gelang ihm aber nicht, das Gefährt wieder flottzumachen. Die jungen Männer verkrampften sich in den Halftern, stemmten sich gegen die Erde – nun erst recht, da sie Gegenwehr spürten.

Einer von ihnen zog sich zum Kutschbock hinauf.

„Nun, Omachen, laß dich doch mal ansehen!“

Er nestelte an ihrem schmierigen Kopftuch herum. Vergeblich versuchte die Frau, ihr Gesicht darin zu verbergen. Als sie nicht weiterkonnte, schrie es aus ihr heraus.

„Was wollt ihr denn, ich habe nichts Unrechtes getan!“

Die Stimme, die Stimme!

„Die Stimme kennen wir doch! Habt ihr gehört?“

Kräftig schnellte der junge Mann vom Kutschbock herunter, und da seine Freunde nicht gleich verstanden, schrie er ihnen zu: „Unser Leiserchen wollte verduften! Als Leiserinchen wollte er sich davonmachen!“

Da er sich entdeckt sah, nahm Leiser das Kopftuch ab,

wischte sich über das verschwitzte Gesicht. Mutlos blieb er sitzen, die Ellenbogen auf die Knie gestützt.

Vor Aufregung sprachen jetzt alle durcheinander. Sie schirrten die Pferde aus, bändigten schließlich den Fuhrmann und holten den völlig verstörten Leiser vom Kutschbock. Lachten ihm ins Gesicht: „Nun, Polycarpus, erzähl uns doch mal deinen Ausflugsplan!“

Als hätte er nur darauf gewartet, zum Sprechen aufgefordert zu werden, begann es aus Leiser herauszusprudeln. Auf einmal war er nicht mehr der militante Superintendent, der mit seinen Predigten, seinen Intrigen die Stadt in Atem zu halten verstanden hatte – auf einmal war er ganz die personifizierte Wehleidigkeit, war er ein Häufchen Unglück.

„Schon im vorigen Jahr hätte ich den Ruf nach Braunschweig annehmen sollen! Dann wäre ich jetzt in Sicherheit und meine Familie mit mir. Schon zwei Tage zuvor habe ich versucht, aus der Stadt zu gelangen“; da habe die Wache am Elbtor ihn mit der ganzen Familie zurückgeschickt.

„Die Wache wird sich schon etwas dabei gedacht haben!“ rief jemand. Die anderen lachten, aber ihr Lachen klang verkrampt, schuldbewußt fast. Keiner von ihnen hatte die Absicht gehabt, der Torwache Arbeit abzunehmen.

„Und wo ist Ihre Familie jetzt?“

„Wieder zu Hause, wo soll die Frau sonst sein mit den Kleinen?“

Sie halfen ihm, aus seiner Verkleidung zu kriechen.

In der Aufregung hatte niemand die Wagenladung beachtet. Erst als der Kutscher, nach dem Besitzer des Fahrzeugs gefragt, den Waffenmeister Mehlick genannt hatte, hieß es: „Wir sollten eigentlich nachsehen, was so ein Waffenmeister alles aus der Stadt hinausschickt in diesen bewegten Zeiten.“

Der Entschluß wurde mit einer Entdeckung belohnt, die allen die Sprache verschlug: im Wageninnern lagen unter einer Segeltuchplane – noch eingefettet und zu Bündeln verschnürt – schwere Reitersäbel und Büchsen.

Sie hatten zwar davon gehört, daß heimlich Waffen die Stadt in Richtung Frankreich verließen, aber stärker als alle Gerüchte wirkte der Augenschein.

Leiser wurde beiseite geschoben. Niemand interessierte sich mehr für ihn. Schnell waren die Pferde wieder angeschnitten und der Kutscher hinten mit aufgeladen. Das mußten die anderen sehen.

Mit lautem Hallo ging es zum Universitätshof. Dort diskutierten die Kameraden: über göttliche Güte, Abendmahl, Taufe. Das mußten sie sehen . . . Es würde ihnen die Spache verschlagen.

Das Staunen war groß. Aber es wurde nicht lange geschwiegen. Schnell war eine Kette gebildet, die sperrigen Bündel ins Haus gebracht.

„Vielleicht werden wir sie selbst bald brauchen!“

Schweigsam in seiner Ohnmacht, sah der Kutscher mit an, wie die brüllende, singende Menge die Ladung räuberte.

Seine Ladung . . .

Niemand beachtete ihn. Bis Hempel ihn beinahe umrannte und ihm zurief: „Sag mal, hast du gewußt, was du da fahren solltest?“

Der Mann nickte. Jetzt war ihm alles gleich.

„Und wo solltest du hin mit dem Kriegsspielzeug?“

„Ins Mehlicksche Kontor nach Erfurt.“

„Nach Erfurt durchs Coswiger Tor? Du hältst uns wohl noch immer für blöd!“

„Wer täuschen will, muß auch Haken schlagen.“

Um die beiden scharten sich andere.

Ein Wort gab das nächste, und schließlich kam der Gedanke, der kommen mußte, weil es ein naheliegender Gedanke war: „Bei Mehlick muß doch noch mehr liegen von dem Zeug. Wie wär's, wenn wir ihn mal besuchten?“

„Auf zu Mehlicks Haus!“

Sie schoben den willenlosen Kutscher vor sich her. Drängten auf die Collegiengasse hinaus, die sie ein gutes Stück lang der Breite nach füllten. Nur um ein paar Häuserecken ging es, bis hin zur Wallstraße, in der das Haus des Waffenschmiedes lag. Eine Streife der Schloßbesatzung, die sie unterwegs trafen, wurde entwapnet, verprügelt und mitgenommen.

Liedfetzen umflogen den Zug, schließlich ein allgemeiner Ruf: „An diesem Krieg soll niemand verdienen! soll . . .“

„Hängt die Blutsäufer!“

„Kriegsgewinnler! Hängt sie!“

Unangefochten gelangten sie vor das Mehlicksche Haus. Im ersten Ansturm wurde das Hoftor aus den Angeln gehoben und an eine Mauer gelehnt. Die Haustür aber erwies sich als fest verriegelt.

„Wir rammen sie ein!“

„Mit dem Torbalken! Den Torbalken runter!“

Dem ersten Stoß hielt die Tür jedoch stand.

Die Rammer wichen zurück, formierten sich neu. Plötzlich klorrte oben im Haus ein Fenster, gleich darauf fiel ein Schuß.

„Die Schweine! Sie schießen . . .“

Wild lief alles durcheinander, schrie hemmungslos.

Den sichersten Schutz bot die Hofmauer.

„Deckung!“

„Wir kriegen euch!“

Noch einmal wurde die Haustür berannt: wieder vergeblich. Da fiel aus einem anderen Dachfenster ein zweiter Schuß. Diesmal hatte es einen am Bein getroffen, der mit an dem Rrammbalken trug. Steine flogen hinter der Mauer hervor in die Fenster. Der Verletzte wurde in Deckung gebracht.

„Es hat keinen Zweck so. Zu schießen haben sie mehr als genug dort oben!“

„Wir hätten die Gewehre mit hierher nehmen sollen!“

„Wir brauchen uns nur von dort oben welche zu holen. Und Pulver und Blei dazu!“

Sie warteten. Ratlosigkeit machte sich breit.

Aus den Fenstern wurde noch immer geschossen, wenn auch nur vereinzelt und wirkungslos.

Die Studenten waren inzwischen in Deckung gegangen.

„Wir müßten vom Garten her . . .“

„Ja, vom Garten her kriegen wir sie!“

Unter den Belagerern fand sich einer, der oft schon heimlich in dieses Haus gelangt war. Ernst hieß er, hatte sein Mädchen dort wohnen, eine von Mehlicks Mägden.

Mit vier anderen wurde er losgeschickt.

Ein neuer Steinhagel stieg in die Fenster, die Aufmerksamkeit der Arkebusiere durfte nicht auf den Stoßtrupp fallen.

Bange Minuten vergingen, schließlich klirrte von innen her eine Scheibe, ein Stein fiel auf die Straße und ein baumlanger Kerl hinterher.

Jetzt schrien alle vor Freude, fielen über den Schützen her, der sich am Boden krümmte, verdroschen ihn mitleidlos. Die Tür öffnete sich von innen, ein zweiter Gefangener wurde herausgeführt.

„Buuuh! Schlagt sie tot!“

„Hängt sie auf an den Fensterkreuzen!“

Bald aber war das Interesse an den beiden gestillt, die Studenten drängten zur Tür herein, suchten nach Mehlick und nach seinen Waffen.

Zwar fand man vom Hausherrn keine Spur, das Waffenlager aber war um so ergiebiger. Lanzenspitzen und Büchsenläufe, fertige Waffen und Holzschäfte – alles flog aus dem Speicherfenster auf die Straße hinunter. Dort wurde es beiseite geschleppt und zertrampelt, zerbrochen. Als ein Trupp Stadtsoldaten auf der Wallstraße anrückte, schossen Studenten aus dem Giebelfenster, jagten die Ratsknechte in die Flucht.

Nun, da sie ihre Wut an dem Waffenspeicher ausgelassen hatten, überfluteten die Häuserstürmer die anderen Zimmer, drängten hinab in den Keller. Was es dort nicht alles gab: Weinfässer, Eierkörbe, riesige Speckseiten und Krüge voll Honig. Bald lagen all diese Herrlichkeiten kreuz und quer durcheinander – zertreten, umgekippt. Die Sieger begannen Geschmack an den Weinen zu finden. Als sie beim besten Feiern waren, hieß es auf einmal:

„In der Diele hat jemand Feuer gelegt!“

Die Flammen leckten schon aus den Fenstern.

Alle rannten sie jetzt durcheinander, schrien nach Eimern, suchten Wasser und Sand.

„Seid ihr denn verrückt geworden! So dicht, wie die Häuser hier stehen, brennt gleich die ganze Stadt mit ab dabei!“

Mit Säbeln und Beilen zerhieben ein paar Beherzte brennende Möbel und Balken. Es gelang ihnen noch, das Feuer zu löschen.

Als es dunkelte, räumten sie das Haus und zogen mit lautem Geschrei zurück in die Universität. Und obwohl niemand

wußte, was weiter geschehen würde, hatte sich ihrer eine übermütige Zuversicht bemächtigt. Sie hatten diesen einen Blutsauger hart bestraft, sie würden auch mit den anderen ins Gericht gehen. An diesem Krieg um Frankreich sollte keiner verdienen – er wurde um des Glaubens willen geführt.

Die Vorsichtigen unter ihnen errichteten an den Eingängen zum Universitätshof Hindernisse aus Tischen und Bänken – für alle Fälle. Die meisten saßen untätig in Korridoren und Hörsälen, diskutierten erregt und sangen.

So verging die Nacht.

Am frühen Morgen erschien auf der Straße ein Reitertrupp, der im Namen des Schloßkommandanten die Herausgabe der Gefangenen und aller Waffen verlangte.

Da es für die Büchsen kaum Blei und überhaupt kein Pulver gab, war an Widerstand nicht zu denken. Trotzdem – meinten einige – sollte man den Reitern Bedingungen stellen.

„Sie sollen uns jemanden schicken, der glaubhaft beschwört, daß dieser ganze Krempel nicht wieder verkauft wird.“

„Ja, das sollen sie. An diesem Krieg in Frankreich soll keiner verdienen!“

Noch waren die Studenten ein einiger Wille und eine einige Kraft. Die Reiter zogen unverrichteterdinge ab, diesmal. Als sie wiederkamen, führte Schloßhauptmann Schilt selbst sie an.

Mit seinem schweren Säbel durchfuchtete er die Luft:

„Schluß mit dem blutigen Karneval! Bis Mittag gebt ihr die Waffen und Gefangenen raus, und zwar bedingungslos. Sonst lasse ich hier meine Feldschlangen auffahren und euch und euer Himmelreich kurz und klein schießen!“

„Laß uns abziehen, jeden, wohin er will. Dann könnt ihr die Schießprügel und eure Leute selbst holen!“

Ohne sich auf Verhandlungen einzulassen, zog Schilt wieder ab. Als er kurz darauf mit vier bespannten Kanonen zurückkam, spalteten sich die Geister. Die einen wollten das Kriegsgewehr selbst nach Frankreich schaffen, ohne daß Mehlick es wiederbekam. Die anderen wollten es unter dem Druck der Gewalt herausgeben, als Preis für einen freien Abzug.

Nach kurzem Palaver, unter dem Drängen von Schilt, siegten die Übergeber.

„Die Feldschlangen weg! Die Feldschlangen weg!“ riefen sie. Als die Soldaten abzogen, wurden die Büchsen und Säbel bündelweise durch die Fenster gewuchtet. Das war kurz nach elf Uhr.

Zu Mittag war niemand mehr in dem Gebäude als der halblahme Hausmeister, der verzweifelt versuchte, Stühle und umgestürzte Bänke von der Straße zurück ins Haus zu schleifen.

16.

Das Klirren der Fensterscheiben und die Schüsse in Wittenbergs Wallstraße waren auch in Dresden zu hören gewesen. Krell berief den Geheimen Rat zu einer sofortigen Sitzung ein – in eigener Verantwortung, da der Kurfürst sich auf der Jagd befand.

Er lud zu dieser Zusammenkunft auch die Herren des Visitationsausschusses, begrüßte sie an der Tür. Als Pfeiffer kam, sagte er lächelnd: „Wie Sie sehen, geht es mir einzig und nur um die Sache. Ich begrüße Sie im Geheimen Rat – das erstmal, daß Sie nicht den Vorsitz führen.“

Bitter lächelte Pfeiffer zurück. Er sagte etwas von gern abgegebener Bürde, versuchte, verbindlich zu scheinen. Aber er setzte sich schnell. Seit er Miros Einlieferung auf den Königstein hatte mit ansehen müssen, hielt er sich in allem zurück, zügelte er seine Zunge, verbot er sich Offenheit und Zynismus. Krell erschien ihm seither noch undurchsichtiger. Er wollte das sich anbahnende Arrangement nicht an einem unbedacht gewählten Wort scheitern lassen oder mit einer übereilten Entscheidung gefährden.

Auch die anderen setzten sich.

Krell eröffnete. Berichtete kurz die Fakten: daß es Zusammenrottungen, Mordhetze, Plünderungen gegeben habe. Und schließlich Brandstiftung. Verlangte ungesäumt schärfstes Vorgehen.

„Wenn wir die Freiheit des Handels nicht schützen, wird es bald Ernsteres geben, gegen das wir uns wehren müssen: Ungehorsam, Aufsässigkeit. Eines Tages vielleicht offenen Aufruhr, das Chaos. Die Ergebnisse der kürzlich durchgeführten Visitation beweisen . . .“

Er sah Diskau an, nickte zufrieden. Sah dann zu Pfeiffer hinüber. Der hatte die Hände vor sich auf dem Tisch gefaltet.

War seine Unterwürfigkeit ein Zeichen des Willens, mitzuarbeiten? Oder sparte er sich einfach auf für andere Zeiten, zog sich zurück in ein Schneckenhaus?

Noch konnte Krell sich kein Urteil bilden. Zu sehr hatten ihn während des ersten Jahres seiner Regierungsgeschäfte andere Sachen bewegt.

Die fehlende Sicherheit bei der Einschätzung Pfeiffers beunruhigte ihn. Aber – war sie nicht nur ein Problem am Rande? Nichts würde ihn davon abhalten können, den Alten in seine Pläne fest einzubauen – ganz gleich, ob er nun mitmachen wollte oder ob er nur stillhielt. Sich zu sträuben hatte er offenbar nicht die Absicht. Oder besser: nicht mehr.

„In Wittenberg hat nicht nur jugendliche Unüberlegtheit zu den Krawallen geführt. Noch gibt es bei vielen die Absicht, das ganze vergangene Jahr ungeschehen zu machen. Dabei schieben sie heute die Studenten vor, morgen vielleicht die Handwerksburschen. Treten wir den Anfängen nicht entschieden entgegen, wird das unabsehbare Folgen haben.“

Krell setzte sich.

Diskau verlangte sofort und ohne Verzug Verhaftbefehle gegen die Rädelsführer der Brandnacht. „Und wenn der Kurfürst hier wäre, würde ich vorschlagen, mit dem Einmarsch von Militär zu drohen, falls sich ähnliches wiederholt.“

Auch die anderen Visitatoren schlossen sich seinen Erwägungen an, rieten zu schärfstem Vorgehen. Pfeiffer war tief befriedigt: der von ihm geleitete Ausschuß stand vor dem Geheimen Rat als ein einiges Gremium da, geeignet, in Krisensituationen wie dieser Entscheidungen ganz im Sinne der großen Notwendigkeit zu veranlassen.

Die Beschlüsse kamen zu Protokoll, morgen schon würden die Arretierungen ausgeführt.

Krell entließ die Visitatoren.

„Ich werde Sie und Ihre Herren auf dem laufenden halten“, wandte er sich an Pfeiffer. Und er fügte einschränkend hinzu: „Zu allem, was die Auswirkung Ihrer Untersuchungsergebnisse angeht. Ich habe Ihnen für die geleistete Arbeit zu danken, auch im Namen Seiner Durchlaucht. Das ist mir ausdrücklich aufgetragen.“

Krell neigte den Kopf.

Die Türen schlossen sich hinter Pfeiffer und seinen Leuten. Stühle wurden gerückt. Man setzte sich bequem für den letzten Teil der Zusammenkunft. Nun, da die Herren des Geheimen Rates ganz unter sich waren, lockerte sich der Ton. Und doch ließ Krell keine Vertraulichkeit aufkommen: Von ihm ausgewählt und von Christian bestätigt, waren die Ratsmitglieder ein Jahr nach seiner Geschäftsübernahme zu gläubigen Anhörern geworden, die ehrfurchtsvoll zu ihm aufsahen. Das mochte früher – zu Pfeiffers Zeiten – anders gewesen sein, jetzt aber war es so, und er kam gut zurecht damit. Nur wenige hatten die neue Richtung nicht sofort verstanden; er hatte sie ausgetauscht. Jetzt war er zufrieden mit seinem Geheimen Rat. Wozu sich auch ein Konsilium halten, das die Kanzlerentschlüsse benörgelte, ohne selbst Neues hinzuzutun?

Wer sich im Spiegel besah, tat das doch nicht, um von seinem Konterfei angesprochen zu werden . . .

Einen Spiegel aber, das wußte Krell, hatten große Männer immer gebraucht: als Maß für die Stimmung im Lande, aber auch zur Beobachtung ihrer selbst. Und auf diese Kontrolle seiner Person kam es ihm an bei den Ratssitzungen.

Für heute hatte er ein Papier vorbereitet, eine Rede, wenn man so wollte, in der er in gewisser Weise das Fazit seiner Regierungszeit ziehen würde: des Schweren, das ihm den Anfang so sauer gemacht hatte – aber auch des Guten, das sich jetzt Bahn zu brechen begann und mit dessen Ausmaß er bei aller Selbstbescheidung zufrieden sein konnte.

Krell legte die Mappe mit seinen Notizen zurecht. Räusperte sich.

„Die Lage im Reich und darüber hinaus in Europa hat sich in den letzten zwölf Monaten entscheidend verändert. Und

unser geliebtes Sachsen – sowohl sein kurfürstlicher Herr als auch die Untertanen – hat allen Grund, mit diesen Veränderungen zufrieden zu sein.“

Kurz sah Krell von seinen Papieren auf.

„Noch in den letzten Regierungsmonaten von Kurfürst August sah es so aus, als habe Rom mit Erfolg Kräfte gesammelt zum entscheidenden Schlag gegen die Reformation – ganz gleich, ob kalvinistischer oder lutherischer Provenienz, denn Rom war das immer ganz gleich. Heute können wir sagen, daß dieser Schlag in entscheidenden Punkten bereits fehlgegangen ist.

Die Jesuiten, das Sturmheer der Gegenreformation, das die verlorenen Positionen im Handstreich zurückholen sollte, hat sich auf einen langwierigen und zermürbenden Kleinkrieg einstellen müssen. Dies allein ist schon ein Erfolg für das protestantische Lager. Und was der Gegner im ersten Ansturm nicht geschafft hat, das wird er auch jetzt nicht mehr erreichen. Viele neue Umstände kommen hinzu, die den Sieg der Gegenreformation in seinem ursprünglich geplanten Ausmaß verhindern haben und weiter verhindern werden.“

Jetzt hob Krell die Stimme, kam zu dem, was er eigentlich unterstreichen wollte:

„Ähnlich niederschmetternd ist die Situation für die katholische Partei auch auf politischem Gebiet. Spanien, obwohl durch den Anschluß Portugals noch mächtiger und noch übermütiger geworden, ist heute schon nicht mehr das allmächtige Spanien von vor fünf Jahren. All seine Versuche, sich in den französischen Bürgerkrieg einzumischen, sind bisher gescheitert und werden auch weiterhin scheitern. Die kürzliche Visite der Abordnung unter Franz Schönberg bei Seiner Durchlaucht hat uns das vollauf bestätigt. Und sie hat uns auch bestätigt, daß die Ereignisse in Frankreich einen Verlauf nehmen, mit dem wir durchaus zufrieden sein können. Die Sache der Reformierten wird siegen. So ist es durch göttlichen Ratschluß vorherbestimmt. Und diese Gewißheit, mit der göttlichen Prädestination in Einklang zu handeln, hilft den protestantischen Mächten, das Trennende beiseite zu schieben und sich im Kampf gegen den gemeinsamen Feind zu einen.

Schon hört man, daß Moritz von Oranien mit der endgültigen Vertreibung der Spanier aus den niederländischen Nordprovinzen begonnen hat. England setzt unter der Führung seiner Monarchin die Unterstützung bei der Befreiung der Niederlande in gewohnter Art fort und wehrt sich gleichzeitig im eigenen Land mit Erfolg gegen katholische Intrigen. Die Hinrichtung von Maria Stuart ist ein weithin sichtbares Zeichen dafür. König Philipp von Spanien wird sich in seinem Verhältnis zu England nun bald entscheiden müssen: will er Frieden und verständnisvolle Zusammenarbeit mit Elisabeth – oder aber Krieg und damit seinen eigenen Untergang?

Schon bedrängen englische Schiffe die spanischen Kolonien in Übersee, und durch die Gründung einer eigenen Niederlassung im Norden Amerikas hat England vielleicht schon den Grundstein für ein eigenes Kolonialreich gelegt. Virginia – des bin ich sicher – ist erst ein Anfang. Bürgerfleiß und kaufmännischer Unternehmegerist haben hier ein weites Betätigungsfeld zu erschließen. Und auch aus Rußland hört man von der Erschließung der unermesslichen Ländereien, die dieses Reich im Osten begrenzen, durch Handelshäuser und private Gesellschaften. So hat sich das Antlitz der Erde grundlegend verändert.“

Der Kanzler versuchte, in den Gesichtern seiner Räte etwas zu lesen, das er als Reaktion auf seine Schlußfolgerungen hätte auffassen können. Aber der Spiegel blieb leer.

Was machte das: keine Antwort war auch eine Antwort, und es war in diesem Fall sogar eine gute Antwort. So fuhr er fort:

„Selbst wenn der Bau der Peterskirche in Rom, für den der Papst unter Blut und Tränen in seinen Ländern das Geld eintreiben ließ – selbst wenn dieser Bau tatsächlich nun seiner Vollendung entgegengeht, wie man hört: er wird nicht mehr als Krönung des Erdkreises emporragen über dem alten heiligen Rom des Mittelalters. In unserer Zeit hat sich das Zentrum der Welt von dort an viele Orte verlagert. Der alte Erdkreis ist auseinandergebrochen, und die Teilstücke haben Selbstvertrauen in die eigene Sendung gewonnen.“

Was uns betrifft, so haben wir zu sichern, daß Sachsen

seiner Rolle in diesem Spiel gerecht wird, das nun begonnen hat: daß es die Einigung der protestantischen Fürsten des Reiches fördert, daß es den Hugenotten in Frankreich wirksame Hilfe und Unterstützung zuteil werden läßt. Daß es dazu den Fleiß seiner Bürger fördert und den Ideenreichtum der Kaufleute. Nichts“, so schloß Krell seine Ausführungen, „aber auch gar nichts wird uns davon abhalten können, papistische Anfeindungen nicht und nicht lutherische Giftkübel, die Ewiggestrige über uns ausschütten, aber auch keine jugendlichen Unruhestifter an Schulen und Universitäten. Und wenn wir strebsam bleiben und in unseren Mühen nicht nachlassen, so wird Gott uns helfen.“

Er setzte sich.

Die Räte neigten sich in ihren Stühlen vor, klatschten verhalten und deuteten zustimmendes Lächeln an.

Krell konnte zufrieden sein mit seinem Geheimen Rat.

17.

Die Verhaftungen begannen spätabends – in den privaten Quartieren, auf Tanzböden, im Augusteum. Anderntags früh, sehr früh, als die Stadt sich schon wieder beruhigt hatte, kam Hempel zu Bruno. Er trug eine tief ins Gesicht gezogene Kappe, entschuldigte sich für die Störung. Aber die Schnelligkeit der Ereignisse . . .

„Welcher Ereignisse?“

„Ich komme, um mich zu verabschieden. Da man mich sucht, um mich festzunehmen, muß ich sofort die Stadt verlassen. Nicht einmal zu Ihrer letzten Vorlesung werde ich dasein.“

Giordano verschlug es die Sprache.

Da hatte er von Wittenberg aufbrechen wollen, nach Prag, weil ihm dies und jenes nicht paßte. Und dieser Hempel hatte das nicht verstanden, hatte versucht, ihn zum Bleiben zu überreden. Jetzt mußte der Student fort, wollte nicht, mußte.

Eine seltsame Welt.

„Ich wollte Sie bitten, Herr Doktor . . .“

Unter seinem Umhang holte Hempel ein ledergebundenes Heft hervor, schlug es auf, legte es vor Giordano auf den wackligen Tisch.

„Durch den übereilten Aufbruch habe ich keine Zeit, allen Freunden ein Lebewohl zu sagen. Von Ihnen aber hätte ich gern einen Gruß mitgenommen in meinem Album.“

„Gut, gut. Natürlich. Aber erst sagen Sie mir – wie kommt es denn? Warum will man Sie so plötzlich verhaften? Natürlich, weggehen – aber haben Sie sich diesen Schritt gut überlegt, Hempel?“

„Nichts gab es da zu überlegen“, erwiderte der Student, „jedenfalls nichts mehr, was ein Zaudern gewesen wäre zwischen Hierbleiben und Weggehen.“ Gestern abend, unterwegs nach Haus aus einer Bierstube, sei ihm ein Zimmergenosse entgegengestürzt, habe berichtet, im Augusteum sei der Leibhaftige Ios, die Stadtknechte suchten auch Hempel wegen seiner Teilnahme an jener Erstürmung des Mehlickschen Waffenspeichers. Seither habe er nicht mehr lange nach Schuld oder Unschuld gefragt, habe all seine Überlegungen darauf gerichtet, sich gut zu verstecken, keinen Fehler zu machen, und das sei ihm gottlob auch gelungen. „Und jetzt sehe ich zu, bald nach Öffnung der Tore unerkannt aus der Stadt zu kommen.“

Endlich verstand Bruno. Dies war ein neuer Abschied, und er war ebenso endgültig wie der von Gentile ein halbes Jahr zuvor.

Er hatte gehofft, seinen eigenen Entschluß fest und unverrückbar getroffen zu haben: sich zur Messezeit auf den Weg zu machen in die Reichsresidenz. Jetzt plötzlich machte die Not, in die er andere schuldlos geraten sah, ihn in seiner Entscheidung wankend. Daß es ihn immer auf so grausam unerwartete Art überraschte . . .

Er würde noch warten müssen, bis er davonfuhr mit dem feurigen Wagen: auch Elia hatte der Herr erst zu sich gerufen, als er ihn einen Nachfolger hatte finden lassen – Elisa, den Sohn Saphats. So wahr der Herr lebt und deine Seele, ich verlasse dich nicht, hatte Elisa zu seinem Meister gesagt. Aber

dann war doch der Wagen gekommen, Elia gen Himmel zu holen, und sie hatten sich trennen müssen. Da aber war Elisa schon so gefestigt im Wundertun und im Glauben, daß alle Welt wußte, der Geist Elias ruhte auf ihm.

Er würde keinen Elisa zurücklassen in Wittenberg. Giordano schob das Heft beiseite.

„Wie viele Ihrer Freunde gehen mit Ihnen, Hempel? Und wohin gehen Sie?“

„Wenn ich wüßte, wohin ich gehen soll, wäre mir selbst wohler. Aber ich glaube, so etwas findet sich. Erst einmal weg von hier. Überall – scheint mir – wird es erträglicher sein als im Schloßturm oder in den Verliesen der Festung Königstein.“ Auch wisse er nicht, wie viele seiner nächsten Kommilitonen verhaftet oder – wie er – unmittelbar von der Verhaftung bedroht seien. Er habe mit niemandem mehr gesprochen seit jenem hastigen Zufallstreffen am gestrigen Abend.

„Sie sind jung, Hempel, und Sie sind klug. Wo Sie auch hingehen werden – Sie finden wieder Anschluß und Weiterkommen. Natürlich gehört eine ganze Portion Glück dazu, immer wieder aus dem Netz zu entwischen, wenn es schon um uns gelegt ist. Aber das ist nur das äußere Glück unseres Lebens, Hempel. Das tiefe innere Glück des Weisheitsfreundes, des Philosophen, besteht darin, immer und überall auf die Wahrheit zu hoffen und ihr von Zeit zu Zeit auch zu begegnen. Das war so in meinem eigenen Leben, und das wird in Ihrem Leben so sein. Jedenfalls ist das mein Wunsch, den ich Ihnen mit auf den Weg gebe.“

Giordano sah sich selbst beim Verlassen des Klosters. Auch das war früh am Morgen gewesen. Aber er hatte dort keinen Vertrauten gehabt, niemanden, von dem er sich hätte verabschieden können.

Jetzt waren die Rollen vertauscht. Sein Elisa lief ihn, den Meister, zurück. Zu fliehen war das Vermächtnis, das er weitergegeben hatte . . . Flüchtig umarmte er den Scholaren.

„Eins verspreche ich Ihnen: Wenn auch nur drei Mann aus Ihrem Semester hier in der Stadt bleiben, bleibe ich auch. Dann lese ich weiter. Tres faciunt collegium. Nach Prag kann ich auch später noch gehen.“

Simon drehte sich um, trat ans Fenster. Über den Dächern verfärbte sich der graue Morgen. Der Tag zog herauf.

So hatte er sich seinen Abschied von Wittenberg nicht vorgestellt. Wie gern wäre er nun als der vierte in diesem Kolleg geblieben . . .

Mit einem entschlossenen Ruck drehte er sich um. Unterdrückte seine Niedergeschlagenheit, wiederholte die Bitte nach einer Eintragung in sein Album.

Giordano setzte sich, blätterte in dem Heft. Nahm dann seine Feder.

„Salomon und Pythagoras“, schrieb er. „Was ist es, das geschieht? Das, was selbst schon gewesen ist. Was aber ist selbst gewesen? Das was selbst ist.“

Und in seiner zögernden, kantigen Schrift setzte er den Schlusssatz hinzu: „Nihil sub sole novum.“ Dann seinen Namen, das Datum, den Ort. Gab Hempel das Buch. Der überlas es kurz, hob den Kopf.

„Nichts Neues unter der Sonne, Buch des Predigers Salomo. Ich glaube im ersten Kapitel.“

Jetzt konnte er schon wieder lächeln.

Giordano sah es und war zufrieden.

„Ja und nein. Nihil sub sole novum – natürlich. Prediger, erstes Kapitel, Vers neun. Die anderen Zeilen des Verses aber habe ich mir leicht zu ändern gestattet. Darum schreibe ich auch: . . . und Pythagoras. Dieser Weisheitsfreund lehrt uns, daß alles wiederkehrt. Sogar die menschliche Seele wandert, nichts geht verloren. Nur aus dem, was schon einmal war, können wir auf das Seiende schließen. Und nur das Gewesene ist das eigentlich Sichere, nicht das, was sein wird. Hier grenze ich mich ab von dem Bibeltext: Quid est quod fuit? Ipsum quod futurum est. Da fängt der Glaube an, und die gesicherte Wahrheit hört auf.“

Hempel erhob sich, verbarg das Album unter seinem Reiseumhang.

„Nichts Neues unter der Sonne. Sie selbst haben uns gelehrt, daß sogar Kopernikus einen Vorläufer hatte in der antiken Astronomie: Aristarch von Samos. Nichts Neues jenseits der Sonne, müßten wir heut übersetzen: die alten Pla-

neten, noch immer die gleichen, auf ihren sich ewig gleichenden Kreisbahnen um die Sonne. Oder doch: fast ewig sich gleichenden.“

„Ja, fast ewig. Denn auch zu den Kreisbahnen hat Aristarch seine eigene Meinung: er behauptet, die Erde bewege sich wie die anderen Planeten auf einer krummlinigen Bahn um die Sonne. Er sagt nicht, daß es Kreise sind. Wer weiß, vielleicht wird auch hierin Kopernikus eines Tages korrigiert werden müssen. Die Zahl ist das Wesen der Dinge, lehrt Pythagoras, und wie wenig wissen wir noch von den Zahlen, die den Zusammenhang der Planetenbahnen bestimmen...“

Jetzt ging Hempel zur Tür.

„Ich danke Ihnen für alles. Am meisten aber danke ich Ihnen für den Entschluß, noch zu bleiben. Und sei es nur über den Winter.“

„Wenn das Kolleg weitergeht!“

„Ja, natürlich. Aber ich denke doch, daß es nicht alle getroffen hat. Und auch von denen, die weniger Glück hatten, werden nicht alle eingesperrt bleiben. Für einige aber gibt es sicher ein trauriges Nachspiel. Leben Sie wohl!“

Ohne sich noch einmal umzusehen, ging er zur Tür.

Giordano sah dem Studenten nach. Nichts Neues unter der Sonne... Niemand badete zweimal in demselben Fluß. Und doch konnte nicht nur das Alte neu wiederkehren, auch das Alte war neu, immer wieder. Er war dieser Student, der aus der protestantischen Stadt Wittenberg floh, so wie jener das Mönchlein gewesen war auf der Flucht aus dem neapolitanischen Kloster. Nichts Neues unter der Sonne... .

Bruno setzte sich in seinen Stuhl am Fenster. Er zwang sich zur Ruhe.

Nahm die Bibel zur Hand und überlas den Text noch einmal, den sie diskutiert hatten beim Abschied, jene Stelle im ersten Kapitel des Koheleth, des Buches der predigenden Weisheit.

„Was ist's, was geschehen ist?“ hieß es dort. „Das, was hernach wieder geschehen wird. Was ist's, das man getan hat? Das, was man hernach wieder tun wird. Und geschieht nichts Neues unter der Sonne.“

Giordano sah auf. Aus dem Fenster schweifte sein Blick über die Dächer der Nachbarhäuser bis hinaus vor die Stadt, wo der Fröhduust sich über den Wiesen auflöste.

Ob Hempel schon aus dem Tor war?

Er sah zurück in das Buch und las den zehnten und auch den elften Vers und wurde vollends ruhig darüber.

Geschieht auch etwas, wovon man sagen könnte: Siehe, das ist neu? Es ist zuvor auch geschehen in den langen Zeiten, die vor uns gewesen sind. Also wird man auch derer, die hernach kommen, nicht gedenken bei denen, die danach sein werden . . .

18.

Es war ein trauriger Dezembemnachmittag, und zu traurigem Geschäft hatte sich auf der Elbbrücke zwischen Pratau und Wittenberg eine Gefolgschaft von Pfaffen, Henkersknechten und Gaffern zusammengefunden. Das Wasser, das trüb und träge unter ihnen dahinzog, spiegelte keines der wichtigtuerschen Gesichter wider, keinen der schwarzen Talare.

Über der Landschaft lag bleigraues Tageslicht.

Die Brückenbohlen stöhnten unter dem Getrampel und unter der Last der Versammelten. Durch die Menge zwängte sich, von einem ermatteten Pferd gezogen, langsam ein zweirädriger Karren, rumpelte langsam voran, hielt endlich. Aber auch jetzt, da das Gesumm der Stimmen verstummt war, schwiegen die Bohlen nicht.

Auf dem Karren saß vornübergebeugt und mit bleichem Gesicht ein Mädchen. Sie hielt die Arme auf ihren Leib gepreßt, und doch wurde sie von der Kälte geschüttelt. Seit jenem trostlosen Septemberabend nagte diese Kälte an ihr – seit sie auf einem Tanzvergnügen zusammen mit ihrem Ernst verhaftet und in den Schloßturm gesperrt worden war. Ohne ihn – sie hatte ihn seither nicht mehr gesehen.

Auch jetzt hielt sie vergeblich Ausschau nach ihm. Wo konnte er sein? Wo hielten sie ihn gefangen? Nur graue, haßerfüllte Gesichter sah sie um sich.

Es überkam sie plötzlich. Sie riß sich hoch von ihrem Stroh-
bündel, stellte sich auf in dem Karren und schrie: „Was wollt
ihr von mir? Sagt mir doch endlich, was ihr von mir wollt!“

Ein Raunen antwortete ihr aus der Menge ringsum. Sie ver-
stand, wie feindselig dieses Raunen war. Ein kräftiger nackter
Henkersarm stieß sie zurück auf ihr Lager.

„Sei still! Was wir wollen, wirst du gleich erleben.“

An den Wagen heran trat ein Geistlicher, sah auf das Mäd-
chen herab.

„Meine Tochter, du hast in der peinlichen Befragung ge-
standen, mit dem Bösen im Bunde zu stehen. Du hast insbe-
sondere gestanden, an jenem Abend des ersten September . . .“

Wieder bäumte das Mädchen sich auf, warf sich dem Geist-
lichen entgegen. „Gar nichts habe ich. Sie haben mir Daumen-
schrauben angelegt und sie so lange zuge dreht, bis ich was
gesagt habe.“

„Du hast gestanden, am Abend des ersten September durch
Zauberei den aufrührerischen Studenten die Tür im Haus
deines Dienstherrn geöffnet zu haben.“

„Gar nichts habe ich geöffnet. Nicht mit und nicht ohne
Teufel. Ich habe oft meinen Ernst zu mir in die Kammer ge-
lassen, das ist wahr. Und ich werde ein Kind von ihm haben,
das ist auch wahr. Wollt ihr mich dafür bestrafen? Dann sagt
es doch – sagt es doch!“

Das Raunen der Menge wurde noch feindlicher, drohender.
Der Geistliche beugte sich zu dem Mädchen hinab, sah sie
fest an. Sprach so leise, daß nur sie ihn hören konnte: „Und
du empfindest keine Scham, keine Reue?“

Als er ihr Kopfschütteln sah, richtete er sich auf zu voller
Größe, verkündete: „Meine Tochter, trotz deiner fehlenden
Bußfertigkeit und deiner Verstocktheit haben wir uns ent-
schlossen, Gott den Herrn nicht der Möglichkeit zu berauben,
seine Hand über dich, Sünderin, zu halten. Wir flehen sein
Urteil an, bitten ihn, Recht zu sprechen und uns ein Zeichen
zu geben.“

Von den Umstehenden gingen jetzt laute Rufe aus, auch das Mädchen schrie mit aller Kraft. „Nein, nein!“ schrie sie, und ihre Schreie übertönten die Rufe der Menge.

Sie wurde von kräftigen Armen gepackt, auf das hölzerne Brückengeländer gehoben. Die Rufer verstummten erwartungsvoll.

In der atemberaubenden Stille hörte man schließlich das Aufklatschen ihres Körpers im Wasser.

Was die Hexenprobe genannt wurde, brauchte nicht lange zu dauern, konnte sofort mit Herzversagen der Delinquentin enden. Aber das Mädchen lebte. Sie versuchte den Kopf aus dem Wasser zu heben, und strampelte mit den Beinen, so gut es ihr Kleid zuließ. Der Fluß schob sie langsam weiter, von der Brücke fort auf die Biegung zu, wo Männer in einem Boot und andere Männer am Ufer darauf warteten, sie mit Stangen aus dem Wasser zu ziehen – tot oder lebendig.

„Kein Wunder – der dicke Bauch trägt sie!“

Die Zeugen des Gottesurteils warteten, hier und dort wurde gezischelt.

„Um so schlimmer für sie. Ginge sie unter, hätte sie gleich ihre Ruhe!“

Dann war es wieder still. Nur das Wasser gurgelte um die Tragebalken der Brücke.

Flußabwärts war auf der narbigen Wasserfläche der graubraune Fleck noch immer nicht untergegangen. Langsam trieb er aus dem Blickfeld der Neugierigen, um die Biegung des Flusses herum.

Ein wichtiger Teil der Prozedur war zu Ende. Die Feststellungen überstürzten sich. Mutmaßungen wurden laut.

„Also doch – eine Hexe. Nicht untergegangen!“

In kleinen Gruppen drängten die Gaffer zurück in die Stadt. Sie redeten viel, erinnerten sich früherer Hexenprozesse. Sprachen davon, daß das Hexenvolk nach der Austreibung des Papismus nicht aufgehört hatte, sein Wesen zu treiben. Daß die Römischen selbst wahrscheinlich dahintersteckten, mit dem Teufel im Bunde.

Als das Mädchen mit Stangen ans Ufer gezogen wurde, glitt sie in eine tiefe Ohnmacht hinüber. Sie hatte ihren ganzen

Willen zusammengenommen, um nicht unterzugehen, hatte sich und das Ungeborene zu retten versucht. Als sie auf der Wagenfahrt zurück in die Stadt wieder zu sich kam, war ihr allererster Gedanke, daß durch das plötzliche kalte Bad das Kind nun wohl tot sei, und erst der zweite war, daß sie selbst würde sterben müssen, weil sie im Wasser nicht untergegangen war, wie es die Lossprechung als Bedingung vorsah.

Gott hatte sie schuldig befunden. Aber was zählte das jetzt? Sie würde ihr Kind nicht haben, so oder so. Und das war das Furchtbarste.

Der Gedanke ergriff von ihr Besitz wie ein dumpfer Schmerz, wie etwas, das den ganzen Menschen durchdringt. Ganz ohne ihr Zutun begann sie zu schreien. Da fuhr ihr sofort eine breite Hand über den Mund und drückte sie in das Stroh des holpernden Karrens zurück.

Sie erhob sich wieder. Aber sie schrie jetzt nicht mehr. Sie hielt Ausschau nach Ernst, den sie vor ihr verborgen hielten und dessen sie jetzt so bitter bedurfte.

Vor dem Rathaus schob sich die Menge zusammen. Das Mädchen sah über die Köpfe das Blutgerüst aufragen. Also doch . . .

Der Gedanke, jetzt sterben zu müssen, hatte für sie jeden Schrecken verloren. Aber das Kind . . .

Sie sank auf das Stroh zurück. Die Ohnmächtige mußte hinauf zum Richtblock getragen werden.

Erst als ihr Kopf in den Kasten gefallen war, verlief sich die Menge – zufriedengestellt von dem blutigen Schauspiel und doch schweigsam geworden.

19.

Der Tod des Mädchens hatte den Rachedurst der Bürger und der Behörden gestillt. Mit Beginn des neuen Jahres fünfzehnhundertachtundachtzig kehrte das Leben in der Stadt und an

der Alma mater in geregelte Bahnen zurück. Die Inhaftierten wurden freigelassen – nicht ohne streng vor neuen Ausschreitungen gewarnt worden zu sein – und die Vorlesungen wieder aufgenommen.

Die Zahl der Studenten war stark zurückgegangen, immer noch hielt die Abwanderung an. Aber schon die Rückkehr zu reduzierter Alltäglichkeit wurde von den Universitätsoffiziellen als großer Erfolg gefeiert.

Ein Plakat, das Kanzler Müller drucken und anschlagen ließ, nannte den Wiederbeginn des Lehrbetriebes einen Sieg der Vernunft über die Kräfte des Chaos, gleichzeitig eine begrüßenswerte Ermunterung der gesunden Strömungen innerhalb der Studentenschaft. Allen Rückkehrwilligen wurde – sofern sie sich nicht an Gut, Gesundheit und Leben von Bürgern der Stadt vergangen hatten – Straffreiheit zugesichert, bei erfolgter Streichung aus der Matrikel die sofortige Neumatrikulation.

Gleichzeitig wurden alle Dozenten und Professoren vermahnt, bei Konsequenz des sofortigen Verlustes ihres Lehramtes die Vorlesungen und anderen Lehrveranstaltungen regelmäßig zu halten, die Studenten zum Bleiben in Wittenberg zu bewegen und überhaupt – überhaupt der Ordnung zu neuem Recht zu verhelfen.

Bruno war nicht der einzige, der sein Kolleg vor fast leeren Bänken abzuhalten gezwungen war. Aber er tat es gern – war er doch zufrieden, einige alte Gesichter wiederzusehen, mehr, als er anfangs erwartet hatte.

Er war von dem Hexenprozeß und dem Tod des Mädchens tief erschüttert und in seinen Vorsätzen wankend geworden. Seine Vorstellungen von mehr Sicherheit in der Fremde waren dahin. Was unterschied denn den aufgeklärten, reformierten Norden überhaupt von den katholischen Ländern, vom Süden – von seinen Grausamkeiten, seinem verbohrtten Aberglauben? Wo Hexen verbrannt oder auch mit dem Schwert gerichtet wurden – da war auch die Ketzerinquisition nicht weit. Mit Bitterkeit dachte Giordano an den Feuertod des Dichters Pomponio Algerio, eines Landsmanns aus Nola, Freund der Familie Bruno. Onkel Pomponio . . .

Sieben oder acht Jahre alt war er damals gewesen, als seine Eltern die Nachricht erhalten hatten, in Rom habe ein Prozeß stattgefunden, und Pomponio sei danach bei lebendigem Leibe verbrannt worden: wegen einiger Äußerungen gegen die Herrschaft des Papstes und die Dreieinigkeit Gottvaters, Gottsohnes und des Heiligen Geistes. Ihm war das damals unverständlich erschienen – wie konnte man einen Menschen einfach auf einem Scheiterhaufen verbrennen? Später hatte er dann erfahren, daß die Inquisition die verurteilten Ketzer mit der Bitte an die weltliche Macht übergab, sie so hart wie nötig und so milde wie möglich zu strafen – jedoch ohne Blut zu vergießen. Die Kirche selbst hielt sich an das Gebot, nicht zu töten.

Dann hatte ihm selbst ein Prozeß gedroht wegen Ketzerei, aber es war ihm gelungen, die Häscher Roms abzuschütteln. Auch später noch hatten sie sich an seine Fersen geheftet; die Patres der Dominikaner, der päpstliche Nuntius in Paris, der bei jenem Krawall um seine Thesen an der Sorbonne die Fäden gezogen hatte.

Und jetzt erwiesen die Wittenberger sich als ebensowenig gastfreundlich gegen Andersdenkende, wie ihre Glaubensgenossen in Genf es gewesen waren. Nichts Neues unter der Sonne . . .

Was erst würde die Zukunft bringen?

Was schon die nächsten Tage?

Sollte er sich sofort auf den Weg machen?

Ipsum quod fuit . . . Ipsum quod faciendum est.

Wer aber würde die Last ihrer Enttäuschung zu tragen vermögen, wenn es tatsächlich Studenten gab unter jenen altbekannten Gesichtern, die seiner Vorlesung wegen die Gefahren des Hierbleibens auf sich genommen hatten?

Seit Simon Hempel verschwunden war, fehlten Giordano die Zusammenkünfte mit jungen Leuten. Jetzt hoffte er mit dem Beginn der Vorlesung auf neue Gespräche, auf erfrischenden Meinungsstreit. Aber er wurde enttäuscht: der Gedankenaustausch kam nicht mehr zustande, so, wie er ihn vorher gewohnt war. Die Vorlesungen blieben ein Monolog.

Er hatte den Dienstagvormittag beibehalten, auch seinen

Stoff: Aristoteles. Versuchte, zu einem Abschluß zu kommen und bei seinen Hörern doch alle Wege offenzuhalten zu neuen Studien und neuen Erkenntnissen.

„Viel zu lange haben wir uns einen gesiebten Aristoteles vorgaukeln lassen. Was die Klöster von ihm übersetzt haben, ist uns bekannt geworden – sonst nichts. Bei seiner Kosmologie zum Beispiel sind wir auf das wenige angewiesen, was in dem Buche Metaphysik darüber berichtet wird. Die Kosmologie selbst ist verlorengegangen.“

Ähnlich war es mit anderen Dingen – die Kommentare hatten das Werk überwuchert. Von dem ursprünglichen, gigantischen Aristoteles war nur ein bescheidener Abklatsch übriggeblieben, gut dazu, alles mögliche und unmögliche durch die Autorität eines Zitats zu erklären.

„Wir müssen von den Büchern und Kommentarrollen zurückfinden zu den Quellen. Zur lebenden, sich bewegenden und verändernden Welt. Sicher wird es dabei Situationen geben, in denen die Beobachtung einem Schulzitat widerspricht, auch einem solchen von Aristoteles. In solchen Fällen darf es für Sie kein Zögern geben: die Beobachtung hat recht – nicht das Zitat.“

Natürlich durfte bei der Beobachtung nicht haltgemacht werden. Tabellen von Sternörterern allein hätten noch kein kopernikanisches Weltbild ergeben. Geistige Arbeit mußte hinzukommen, das Gesehene mußte umgesetzt werden in Begriffenes.

„Niemand von Ihnen wird die Theorie noch für vertretbar halten, daß die Sterne an konkaven und konvexen Kugelschalen befestigt sind – und mit diesen bewegt werden –, obwohl uns der Augenschein nach wie vor narrt, so, als habe Kopernikus nie gelebt. Wir wissen heute, daß es im unermesslichen Raum keinen Unterschied gibt zwischen hoch und tief, rechts und links, vorne und hinten. Daß dort Sterne um Sterne kreisen, ohne Furcht, in eine unendliche Tiefe zu sinken oder zu unendlicher Höhe steigen zu müssen. Das All ist ein allgemeiner Ort, ein unermesslicher Raum, den wir ruhig als Leere bezeichnen dürfen, obwohl in ihm unzählige Weltkugeln schweben wie diese, auf der wir selbst leben. Auch außerhalb

des bloß eingebildeten konvexen Umkreises der Welt, wie die Alten ihn kannten, gibt es Bewegung und Zeit. Denn die Zeit ist das Maß der Bewegung aller Weltkörper, die den unendlichen Raum ausfüllen trotz seiner Leere.“

Lange würde er diese Selbstgespräche nicht fortsetzen vor seinen stumm gewordenen, verängstigten Zuhörern.

Auch die abendlichen Sternbeobachtungen auf dem Stadtwall begannen wieder. Doch auch ihnen fehlte das, was sie im letzten Jahr so anziehend gemacht hatte für alle Beteiligten: ihre Unmittelbarkeit bei der Beobachtung der Natur und das Wissen um die breite Ausdeutbarkeit der Ergebnisse.

Straub hatte neue Geräte beschafft. Aber die Freude an der Einordnung der Gestirne in dieses oder in jenes Sternbild, an der gefundenen Übereinstimmung einer Konjunktion mit dem vorausberechneten Zeitpunkt hatte er nicht wiederherstellen können. Die Studenten absolvierten bei ihm ihre Übungsstunden als zum Kolleg gehörig, gingen dann, ließen die Sterne Sterne sein.

Bruno erschien es jedesmal, wenn sich am frühen Abend schon alle trennten, als verließen sie einen Raum, in dem das Licht die ganze Nacht brennen blieb.

Schließlich erschien eines Abends ein Hauptmann der Stadtwache mit sechs Mann auf dem Wall, sagte, er habe Befehl, einen Erlaß des Kurfürsten kundzutun und für seine Durchsetzung zu sorgen. Für seine unverzügliche Durchsetzung.

Giordano erkannte den Federhut wieder über dem kräftigen frischen Gesicht des Patrouillenführers. Es war jener allmächtige Torwächter, der ihn bei seinem Einzug in die Stadt vor anderthalb Jahren ausgefragt hatte.

Was führt Sie nach Wittenberg?

Die Hoffnung auf etwas Ruhe. Die Sehnsucht, verstanden zu werden oder zumindest geduldet mit meinen Ansichten. Und sicherlich auch die Neugier, diese Stadt zu sehen, von der die ganze Welt sprach.

Die Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt. Die Sehnsüchte waren enttäuscht worden und von neuen verdrängt.

Allein die Neugier hatte er stillen können. Und doch gab es immer noch Überraschungen.

Dieser Überfall zum Beispiel – was sollte das? Ungläubig fragte Giordano den Hauptmann:

„Einen Erlaß des Kurfürsten? Die Sterne betreffend?“

„Ja, des Kurfürsten, unseres gnädigen Landesherrn. Gegeben zu Dresden am ersten März fünfzehnhundertachtundachtzig.“

Mit großer Gebärde entrollte der Hauptmann ein Papier, las getragen und sich seiner Wichtigkeit wohl bewußt:

„... befehlen Wir, daß mit sofortiger Wirkung die Beobachtung sowohl von Sternen als auch von irdischen Dingen vom Wall aus im Interesse der allgemeinen Sicherheit nächstens zu unterbleiben hat. Und sollte es jemand wagen, diese Anordnung zu mißachten, so wird ihn die ganze Strenge Unserer Rechtsprechung treffen.“

Straub begann, ohne auch nur einen Moment zu zögern, die Jakobstäbe zusammenzuklappen, verpackte das Armillar – besonderer Stolz seiner Instrumentensammlung – sorgfältig in einer Kiste. Die Studenten halfen ihm. Niemand sprach dabei.

Bruno ging, noch bevor die Soldaten das Feld geräumt hatten, zurück in die Stadt.

Die Sterne würden in Zukunft unbeobachtet bleiben, würden einsam und unerreichbar strahlen in ihrem fernen, flimmernenden Glanz. Er, Bruno, würde einen anderen Ort finden müssen, an dem er ihnen nahe sein konnte.

Nichts hielt ihn mehr in dieser Stadt. Nur die Abschiedsvorlesung mußte er noch hinter sich bringen.

20.

Zu ihr kam Rektor Zanger persönlich, in seiner prunkvollen Amtsrobe, von den Pedellen flankiert. Man wollte dem Gast aus dem Süden, der sich über drei Semester redlich bemüht hatte mit dem Organon des Aristoteles, einen beachteten Ab-

gang schenken, nach allen Regeln akademischen Protokolls. Schließlich war es nicht dessen Schuld, daß er in einer solch windigen Zeit hergeweht worden war . . .

Die Zeremonie nahm ihren Anfang, nachdem sich das Rauschen der hereinziehenden Talare gelegt hatte. Der Rektor dankte mit wenigen Worten, setzte sich, bat den scheidenden Gast ans Katheder.

„Worte zu machen über die Klarheit der Sonne – das Herrlichste, was wir im Reiche der Sinnenwelt kennen –, Worte zu machen über die Größe des Weltalls – das Größte, was es nach Aussage unseres Verstandes überhaupt geben kann –, Worte zu machen über die Allmacht Gottes, die wir unter dem Zwang der Gegebenheiten für ebenso unbegrenzt halten müssen wie das Werk ihrer Schöpfung – muß es nicht überhaupt vermessen erscheinen, über all dies Worte zu machen? Denn können wohl Worte, die ja immer nur Zeichen und Äußerungen der Dinge sind, mehr bieten als die Anschaulichkeit und die Gegenwart der Dinge selbst, die sie beschreiben?“

Giordano sah aufmerksam in die Runde. Er wollte niemanden beim Abschiednehmen vergessen: Major nicht und nicht Wesenbeck, Müller nicht, Zanger nicht, Straub nicht. Und selbst wenn der Stadthauptmann hier gewesen wäre in dieser illustren Versammlung oder Leiser, über dessen weiteres Schicksal ihm nichts bekannt war – er hätte auch sie eines freundlichen Blickes gewürdigt.

„Ist es nicht daher eitles Beginnen, wenn ich hier vor Ihnen, Magnifizenz und hochzuverehrende Spektabilitäten, meine Herren Professoren, Dozenten, Magister, Bakkalaurei, und vor Ihnen, liebe Kommilitonen, meine Kraft verschwende, um die Weisheit und ihren lichten Glanz mit dunkler Rede zu preisen? Ich hoffe, Sie werden es mir verzeihen.“

Aber da es nun einmal der akademische Brauch verlangt, das Deutliche durch Worte zu verschleiern, sich im Ausdruck des Unaussprechlichen zu üben und seine Zeit mit allerhand stammelnden Reden nutzlos zu vertun, werde ich wie jeder scheidende Bürger dieser stolzen Akademie meine Lobrede halten, obwohl es mir an der dafür nötigen Gabe als Lobredner durchaus mangelt. Nur finde ich es – so muß ich be-

kennen – immer noch erträglicher, für einen ungewandten Redner angesehen zu werden, als mir durch Schweigen den Vorwurf der Undankbarkeit zuzuziehen.“

Es folgten die Lobpreisungen, die folgen mußten: die der Wissenschaften und die der Stadt, die des Reiches und die seiner Gelehrten:

„Wer war in seinen Tagen Albertus Magnus vergleichbar? War er nicht eins mit der Summierung menschlichen Wissens in allen Punkten? Und wo fand sich jemand, der Nikolaus von Cusa das Wasser zu reichen vermochte? Wenn auch sein Priesterkleid das Genie hier und dort verhüllt, ist er doch auch aus unserer heutigen Sicht den ganz Großen des Altertums zur Seite zu stellen. Ohne ihn hätte selbst ein Kopernikus kaum den Weg aus dem Wust der Beobachtungen zum Licht der Erkenntnis gefunden.“

Giordano sah auf. Und obwohl es still blieb, wagte er sich nicht weiter vor in dieser Richtung. Auch die Oratio valedictoria, die akademische Abschiedsrede, würde den Himmel nicht mehr zum Einstürzen bringen, den alten Sphärenhimmel des Ptolemäus.

So schloß er: „... mit einem Dank an alle, die mich hier fast zwei Jahre gelitten haben trotz einer in vielen Punkten von der ihren verschiedenen Meinung, mit einem Dank für jedes willige Ohr, für jede großmütige Geste, die Sie mir entgegenbrachten, und auch – und zwar nicht zuletzt – für Ihr heutiges zahlreiches Erscheinen. Und wenn ich meine Rede mit einem Wunsch schließen darf, so lassen Sie mich hoffen, daß die Studenten und Lehramtspersonen stets füreinander dasein werden in Wittenberg – geeint im Streben nach Weisheit und Offenbarung.“

Es wurde geklopft, zurückhaltend zwar, aber es wurde geklopft. Noch einmal nahm der Rektor das Wort, sagte etwas von guter Reise und gesegnetem Lebensweg, von einenden Prinzipien der Wissenschaft und von Grundfragen, die es gemeinsam zu lösen gelte.

Als sich alle erhoben hatten und dem Ausgang zustrebten, blieb Giordano allein neben dem Katheder zurück. Er nahm seinen Doktorhut ab, sah auf die bunte Bemalung der Holz-

tribüne, aber er sah durch die Allegorienbilder hindurch und dachte an seine Antrittsvorlesung vor anderthalb Jahren. Nun gut, diesmal hatten alle den akademischen Karneval mitgemacht, niemand hatte gefehlt. Und auch er hatte nicht versucht, seiner Büttenrede einen Anschein von Bedeutsamkeit zu verleihen.

Würde trotzdem etwas Ernsthaftes hier von ihm zurückbleiben?

Er sah sich mit Alberico über die Felder gehen und gestikulierend die gleichen Fragen aufwerfen, die ihn heute noch immer bewegten. Auch in seinen Gesprächen mit Hempel hatte er sie nicht zu lösen vermocht.

Allein ging er die leere Treppe hinunter, ging die Straße hinab und – ohne sich umzusehen – über den Markt in das Haus, in dem er noch immer wohnte. Vergessene Gedanken wurden wach in ihm, als er in sein Zimmer trat – sein Zimmer, in dem nun bald schon ein anderer seine Sachen ausbreiten würde zu einer kurzen Rast.

Er erinnerte sich an die ersten Tage hier, an den Heuduft der Wiesen, an die Zeit, die inzwischen verflossen war und die sich ihm plötzlich zu einem Punkte zusammendrängte.

Das war es: Die Zeit war das Maß der Bewegung von Ort zu Ort, im Universum ebensogut wie im Kosmos des eigenen Lebens. Wo keine Bewegung war, dort verfloß keine Zeit. Und so war der Ort mehr Begrenzung als Aufnahme.

Jahre an ein und demselben Ort zu verweilen bedeutete mehr als die Hoffnung, hier seßhaft zu werden für eine Zeit. Es war der Versuch, die Zeit zu überlisten – ein aus sich selbst zum Scheitern verdammt Versuch.

Nun hatte die Zeit sich gerächt, sich als stärker erwiesen, gesiegt. Und er tat nichts, als ihrem Ruf zu gehorchen . . .

Die alte Wanderlust überkam Giordano. Er würde hinausziehen durch das Elstertor, würde keine Fragen beantworten müssen nach dem Woher und Wohin, würde frei über die vom ersten Frühling gestreiften Felder ausschreiten können, den Fluß hinauf zunächst, dann über die Berge.

noch unbehelligt, doch bald wird auch er in die Unruhen mit hineingezogen. Studentenrevolten führen zu Repressalien der Universitätsleitung, die Arbeitsbedingungen werden schwieriger, Freunde verlassen die Stadt, und so beendet auch Giordano seine Tätigkeit und zieht 1588 weiter – ruhelos unterwegs, suchend nach dem Ziel.

Otto Emersleben, von Haus aus Physiker, hat dem Schicksal des Giordano Bruno auf seine Weise nachgeforscht. Nicht den Ketzerprozeß wählt er zum Thema seiner Erzählung, sondern die kurze Zeitspanne, in der Brunos Leben Wittenberg, das Zentrum der deutschen Reformation, berührt. Geschichte versteht er es, die politischen Geschehnisse der Zeit anschaulich zu machen. Er gibt dem Leser einen Einblick in innerkirchliche Flügelkämpfe und zeigt eine in den Gemeinden bisher wenig bekannte Seite der Reformation in Deutschland. Dabei wird auch ein Stück von der Größe und Tragik des Mannes deutlich, der um seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse willen zum Märtyrer werden sollte.